experimenta

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

11/2026



Wolfgang Allinger Mario Andreotti Helmut Blepp Michaela Borgmann Claudia Eugster Ulrike Göking Sören Heim Ernst Heimes Gabriela Heins Rüdiger Heins Abil Hasanov Klaus Kayser Michael Landgraf Manolo Link Biba Al-Nasiri Katja Richter Annette Rümmele Ralf Ruthardt Marlies Schacht Marianne Schaufler Julia Sohn Christoph Spanier Charles Stünzi Christian Sünderwald Thomas Weiß Gabriel Wolkenfeld Barbara Wollstein

experimenta

11/2026



Gabriel Wolkenfeld

Autor des Monats

In den
Slums
der Liebe
betete
ich



… und es bleibt dabei …

Spendenaufruf für die eXperimenta

Monat für Monat – und das bereits seit 25 Jahren – erscheinen wir kostenlos online auf der Website www.experimenta.de. Sie können mit Ihrer Spende mithelfen, das regelmäßige Erscheinen der eXperimenta weiterhin zu ermöglichen.

Oder Sie unterstützen uns mit einem Jahresabo der Druckausgabe. Für Sie persönlich, vielleicht freut sich aber auch jemand aus Ihrer Familie oder dem Freundeskreis über die gedruckte eXperimenta als Geschenk. Sie können das Jahresabo für 140,– Euro bei abo@experimenta.de bestellen.

Unsere Kontonummer für Spenden:
ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.
Mainzer Volksbank
IBAN: DE57 5519 0000 0295 4600 18
BIC: MVBMDE55

Vielen Dank für Ihre solidarische Unterstützung!

Mario Andreotti und Rüdiger Heins

Sie finden die eXperimenta auch auf Facebook und Instagram

Inhalt

Covergrafik		Gabriela Heins
Gabriela Heins	6	Editorial
Abil Hasanov	8	Jüdisch sein im heutigen Deutschland
Sören Heim	15	vier epiphanien
Dr. Annette Rümmele	22	Wir kümmern uns um Menschen
Katja Richter	26	Künstler und Künstlerinnen in Kriegszeiten: Felka Platek
Leserinnenbrief	31	
Rüdiger Heins	32	Zeit des Versagens
Wollsteins Cinemascope	34	„Die andere Seite“ mit Nina Hoss
Helmut Blepp	36	Literaturgeschichte(n): Gibt es kranke Kunst?
Mario Andreotti	46	Alfred Döblin – Ein jüdischer Schriftsteller am Beginn der Moderne
Interview	50	Wolfgang Allinger, Herausgeber der WORTSCHAU
Bücher	54	Gabriela Heins: „Patient Pflege. Ansichten von Innen“
	57	Der Romancier und Lyriker im Gespräch mit Helmut Blepp
Autor des Monats	61	Jerusalem I
Gabriel Wolkenfeld	61	Jerusalem II
	62	En Gedi
Veranstaltungen	64	
Impressum	66	

Die eXperimenta kann für 14,– Euro pro Einzelheft (zzgl. 3,– Euro Porto) auch als Druckausgabe bestellt werden.
Bestellung per E-Mail an abo@experimenta.de – Bitte Ihre Postadresse bei der Bestellung angeben.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

Menschen jüdischer Herkunft und Glaubens aus dem Kontext der Verfolgung und Massenvernichtung über viele Jahrhunderte in Europa und zuletzt durch das Naziregime herauszunehmen, um sie als ganz normale Mitbürger, Familienmenschen, Gläubige des jüdischen Glaubens und Künstler zu sehen, fällt nicht leicht. Wenn wir über Judentum sprechen oder nachdenken, legt sich allzu oft eine Stimmung von Trauer und Schuld über unsere Gemüter.

Stolpersteine an diese Schreckenszeiten mahnen:

Nie wieder!

In unserer aktuellen Ausgabe der eXperimenta wollen wir entgegenwirken, indem wir Künstler:innen vorstellen, die durch ihr künstlerisches Schaffen wirken und jüdischen Glaubens sind. Unsere europäische Kultur ist durchdrungen und geprägt von jüdischer Kunst und jüdischem Leben.

Als gebürtige Wormserin bin ich mit der Selbstverständlichkeit jüdischen Lebens, Wirkens, Kultur und Historie herangewachsen. Wir wohnten gegenüber dem Wormser Dom, der nur wenige Gehminuten vom jüdischen Friedhof entfernt ist. Der „heilige Sand“, wie er auch genannt wird, beherbergt viele berühmte Persönlichkeiten wie den Rabbi Schlomo ben Jizachak, kurz Raschi genannt. Er lebte von 1040 bis 1105 und ist einer der bedeutendsten Kommentatoren von Tora und Talmud in der jüdischen Geschichte. Er studierte um 1060 in der berühmten Wormser Talmudschule. Wir Wormser sind stolz auf unsere jüdische Geschichte, die bestens im Raschihaus, an der wiederaufgebauten Synagoge und dem alten traditionellen Badehaus mitten in unserer Stadt dokumentiert ist.

Im jüdischen Leben steht das friedliche Miteinander, auch mit den anderen Religionsrichtungen, im Mittelpunkt.

So sagt Raschi: „Bedenke, was ihr tut und verhaltet euch in jedem Urteil so, als ob der Heilige – Er sei gepriesen! – vor euch stünde.“ (Kommentar zu 2. Chron. 19,6) „Wirf deinem Nächsten keinen Fehler vor, den du selbst hast.“ (Seder ha – Tefillot 2)

Aus diesen Sätzen spricht Achtung und Respekt seinen Mitmenschen gegenüber, egal welche Religion jemand ausübt oder auch nicht. Immer wieder geht es um ein friedliches, liebevolles Miteinander durch alle Zeiten bis ins Hier und Jetzt.

Shalom

Ihre Gabriela Heins



Foto: Rüdiger Heins

Gabriela Heins. Ausgebildete Sopranistin, Stimm- und Atemtrainerin. Studium im Creative Writing am INKAS Institut. Freiberufliche Konzert- und Theatererfahrung.

Musikalische und literarische Auseinandersetzung mit dem Werk der Hildegard von Bingen. Sendeleitung und Moderation des eXperimenta Radiomagazins bei Radio Rheinwelle. Redakteurin der eXperimenta seit September 2025.

Mitbegründerin des Musik- und Theaterensembles „Voices Of The Big Bang“.

Gemeinsam mit ihrem Ehemann, Rüdiger Heins, konzeptioniert sie szenisch-musikalische Lesungen und tritt gemeinsam mit ihm bei Veranstaltungen und Buchmessen unter anderem in Frankfurt, Mainz und Leipzig auf.

Essay

Abil Hasanov

Jüdisch sein im heutigen Deutschland

Literatur zwischen Erinnerung und Gegenwart

Wenn man beginnt, über einen jüdischen Autor in Deutschland zu sprechen, geschieht etwas Merkwürdiges: Das Gespräch beginnt meist nicht bei seiner Gegenwart, sondern bei dem, was Menschen vor ihm widerfahren ist.

Auschwitz. Verfolgung. Deportation. Vertreibung. Ermordete. Überlebende. Verstummte Familien.

Nichts davon darf vergessen werden. Vergessen wäre nicht nur den Toten gegenüber ein Unrecht, sondern auch den Lebenden gegenüber. Doch die Erinnerung selbst wirft eine Frage auf: Wie lange soll ein Mensch nur aus der Vergangenheit heraus gesehen werden?

Warum suchen wir zuerst seine Identität, wenn ein jüdischer Schriftsteller über die Liebe schreibt? Warum wollen wir dort Spuren der Geschichte sehen, wenn er von Einsamkeit erzählt? Warum erwarten wir sofort große historische Antworten, wenn er eine Stadt, eine Trennung, einen Familienstreit, den Körper, die Sprache oder das Alltägliche beschreibt?

Vielleicht liegt das Problem nicht in der Erinnerung. Das Problem liegt darin, einen Menschen nur zur Erinnerung zu machen.

Der Satz nach der Vergangenheit

Aus der Geschichte der deutsch-jüdischen Literatur des 20. Jahrhunderts lassen sich die Jahre 1933 bis 1945 nicht herausnehmen. Das NS-Regime vernichtete nicht nur Millionen Menschen, sondern zerstörte auch das reiche jüdische Kulturleben Deutschlands. Dass Verfolgung, Überleben, Verlust und Erinnerung in den Werken jüdischer Autoren nach dem Krieg einen zentralen Platz einnahmen, überrascht deshalb nicht.

Doch wenn Geschichte ein Satz ist, muss nach seinem Punkt ein weiterer Satz beginnen.

Die jüdischen Autorinnen und Autoren, die heute in Deutschland schreiben, unterscheiden sich in ihren Familiengeschichten, ihren Sprachen, ihren Weltanschauungen und darin, wie sie ihr Jüdischsein leben. Sie unter einer einzigen „jüdischen Stimme“ zusammenzufassen hieße, genau die Vielfalt zu verlieren, die diese Literatur zeigt.

Gerade deshalb lohnt es sich, Max Czollek und Mirna Funk nebeneinander zu lesen. Sie sagen nicht dasselbe. Und eben deshalb ergänzen sie einander.

Aus einer fremden Rolle heraustreten

Max Czollek wurde 1987 in Berlin geboren. Er ist Lyriker und Essayist, hat Politikwissenschaft studiert und am Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin promoviert. Er ist Mitherausgeber der Zeitschrift *Jalta – Positionen zur jüdischen Gegenwart*. Gemeinsam mit Sasha Marianna Salzmann initiierte er 2016 den Kongress *Desintegration. Ein Kongress zeitgenössischer jüdischer Positionen*. 2018 erschien sein Essay *Desintegriert Euch!*

Für mich ist hier das interessanteste Wort „Desintegration“.

Von Menschen anderer Herkunft in Deutschland wird gewöhnlich Integration verlangt. Auf den ersten Blick klingt das folgerichtig: Ein Mensch soll Teil der Gesellschaft werden, in der er lebt. Doch Czollek erkennt hinter dieser Logik eine unbequemere Frage: Wenn die Gesellschaft dir bereits im Voraus eine Rolle zugewiesen hat – bedeutet Integration dann, Teil der Gesellschaft zu werden oder Teil der Rolle, die für dich vorbereitet wurde?

Desintegriert Euch! lässt sich genau als Widerspruch gegen diese Erwartung lesen. Für Czollek geht es nicht darum, ob Juden in Deutschland existieren, sondern unter welchen Bedingungen ihnen erlaubt wird, sichtbar zu sein. Müssen Jüdinnen und Juden vor allem als Nachkommen der Opfer, als Träger der Erinnerung und als Bestätigung deutscher Vergangenheitsbewältigung erscheinen?

Damit geht es nicht mehr nur um jüdische Identität. Es tritt ein größeres, menschliches Problem hervor:

Wer bin ich – der Mensch, den ich selbst bestimme, oder der Mensch, den andere in mir sehen wollen?

Diese Frage hat keinen Pass.

Mirna Funk: Wenn Bedrohung die Identität berührt

In Mirna Funks Roman *Winternähe* verlässt dieses Problem die theoretische Debatte und wird zu einem konkreten Menschenleben.

Die Protagonistin des Romans, Lola, ist Deutsche und Jüdin. Für sie stehen diese beiden Identitäten zunächst nicht im Widerspruch zueinander. Doch nach einem antisemitischen Angriff gerät diese zuvor selbstverständliche Einheit ins Wanken. Lola sieht sich gezwungen, sich zu fragen: Wer bestimmt ihre Identität – sie selbst, ihre Familie, ihre Herkunft oder die Menschen, die sie von außen definieren? Diese Suche führt sie von Berlin in das Tel Aviv des Gazakriegs 2014.

Wichtig ist hier nicht nur der antisemitische Angriff selbst. Der Angriff stellt etwas infrage, das Lola bis dahin für selbstverständlich hielt: die Natürlichkeit, gleichzeitig deutsch und jüdisch zu sein.

Plötzlich greift der Hass eines anderen in das eigene Selbstbild ein.

Identität ist in Funks Roman deshalb keine fertige Antwort. Sie ist ein Ort, den der Mensch bewohnt, manchmal verliert, manchmal verteidigt, manchmal neu errichten muss.

Lola ist nicht nur Trägerin der Geschichte. Sie lebt, liebt, streitet, irrt, geht, kehrt zurück und versucht, sich selbst zu verstehen.

Das mag einfach klingen. Doch manchmal ist es gerade das Recht auf Gewöhnlichkeit, das einen Menschen befreit. Denn einen Menschen nur aus seiner Tragödie heraus zu sehen, ist eine weitere Form, ihn nicht ganz zu sehen.

Und wenn Antisemitismus heute noch existiert?

Eine andere Wahrheit darf hier nicht übersehen werden: Antisemitismus ist in Deutschland kein reines Thema der Geschichtsbücher.

Laut dem Jahresbericht 2025 des Bundesverbands RIAS wurden in Deutschland in jenem Jahr 8.725 antisemitische Vorfälle registriert – durchschnittlich etwa 24 pro Tag. Angriffe, Bedrohungen und andere antisemitische Erscheinungsformen wirken weiterhin auf den Alltag jüdischer Menschen ein.

Wenn jüdische Autorinnen und Autoren über Antisemitismus, die Erinnerung an

den Holocaust und Sicherheit schreiben, ist das deshalb kein von außen auferlegtes, künstliches Thema. Diese Fragen sind Teil der gelebten Wirklichkeit.

Das eigentliche Problem beginnt woanders: dort, wo diese Themen aufhören, eines von vielen möglichen Gesprächsthemen zu sein, und zur erwarteten Hauptrolle werden.

Es gibt einen Unterschied zwischen einem Menschen, der gezwungen ist, über Bedrohung zu sprechen, und einem Menschen, der nur als jemand wahrgenommen wird, der über Bedrohung spricht.

Wird von einem jüdischen Schriftsteller jedes Mal erwartet, nur über den Holocaust, Antisemitismus und Israel zu sprechen, entsteht eine seltsame Situation: Wir glauben, ihm das Wort zu erteilen, wählen aber in Wahrheit im Voraus selbst das Thema, über das er sprechen wird.

Niemand sagt: „Schreib das nicht." Alle erwarten einfach dasselbe von dir.

Manchmal beginnt die Freiheit eines Menschen nicht damit, dass man ihm erlaubt zu sprechen, sondern damit, dass er selbst wählen darf, worüber er spricht.

„Wo kommst du eigentlich her?"

Diese Frage kennen viele Menschen, die in Deutschland leben.

— Woher kommst du?

Man antwortet.

Dann folgt die zweite Frage:

— Nein, ich meine, wo kommst du eigentlich her?

Dieses kleine Wort „eigentlich" kann eine große Distanz zwischen einem Menschen und dem Land schaffen, in dem er lebt. Du bist hier geboren, hier zur Schule gegangen, denkst in dieser Sprache. Doch ein einziges Wort erinnert dich daran, dass du für jemanden immer noch von woanders herkommst.

Die Frage der Zugehörigkeit in der jüdischen Literatur ist deshalb nicht allein eine jüdische Frage. Sie berührt eine der zentralen Fragen des heutigen Europas:

Wer bestimmt, ob ein Mensch zu einem Ort gehört?

Der Staat? Die Religion? Die Familie? Die Geschichte? Die Sprache? Oder der Mensch selbst?

Der Vorteil der Literatur liegt darin, dass sie diese Fragen nicht wie ein Gesetzestext beantworten muss. Sie kann den Menschen inmitten der Frage selbst zeigen.

Zwei Richtungen derselben Unruhe

Czollek und Funk gleichzusetzen wäre nicht richtig. Ihre literarischen und publizistischen Wege, ihre Positionen und Ausdrucksformen unterscheiden sich.

Doch liest man sie nebeneinander, wird eine gemeinsame Unruhe sichtbar:

Wer bestimmt über die Identität eines Menschen – er selbst oder die anderen?

Czollek richtet diese Frage an die Gesellschaft. Funk trägt sie ins Innere des Individuums.

Bei dem einen ist der Widerstand gegen vorgefertigte Rollen offener sichtbar; bei der anderen sucht der Mensch seinen Weg zwischen eigener Vergangenheit, Bedrohungserfahrung und Gegenwart.

Vielleicht liegt gerade in dieser Vielfalt die Stärke der zeitgenössischen jüdischen Literatur. Es geht nicht mehr um eine Stimme, sondern um Stimmen. Sie stimmen nicht immer überein und müssen es auch nicht. Denn das Kennzeichen einer lebendigen Kultur ist nicht Einstimmigkeit, sondern Streit.

Vom Museum auf die Straße

Vielleicht liegt genau darin die Sache.

Jüdisches Leben in Deutschland existiert nicht nur auf Gedenktafeln, in Mahnmalen, Museen und Geschichtsbüchern. Es ist auf der Straße, in der Literatur, im Theater, am Familientisch, im Streit, in der Liebe und im Alltag.

Sich an die Toten zu erinnern ist eine Verantwortung gegenüber den Verstorbenen. Die Lebenden nicht nur im Schatten der Toten zu sehen, ist eine Verantwortung

gegenüber den Lebenden. Diese beiden Verantwortungen widersprechen sich nicht – im Gegenteil, ohne die eine bleibt die andere unvollständig.

Vielleicht sollte man deshalb beim Lesen zeitgenössischer jüdischer Literatur die Frage ändern. Vor der Frage „Was sagt dieser Autor über die Vergangenheit?“ könnte eine andere stehen:

Was sagt er über die Gegenwart?

Die Antwort wird manchmal zur Erinnerung führen, manchmal zur Liebe, zur Fremdheit, zur Familie, zur Wut. Manchmal zu nichts von alldem.

Und vielleicht ist genau das die einfachste Form von Freiheit: dass ein Mensch selbst das Thema seiner eigenen Geschichte wählt.

Die Vergangenheit wird nicht vergessen. Doch der Mensch bewahrt, woher er kommt, nicht nur, um zurückzublicken, sondern damit er selbst wählen kann, wohin er gehen will.



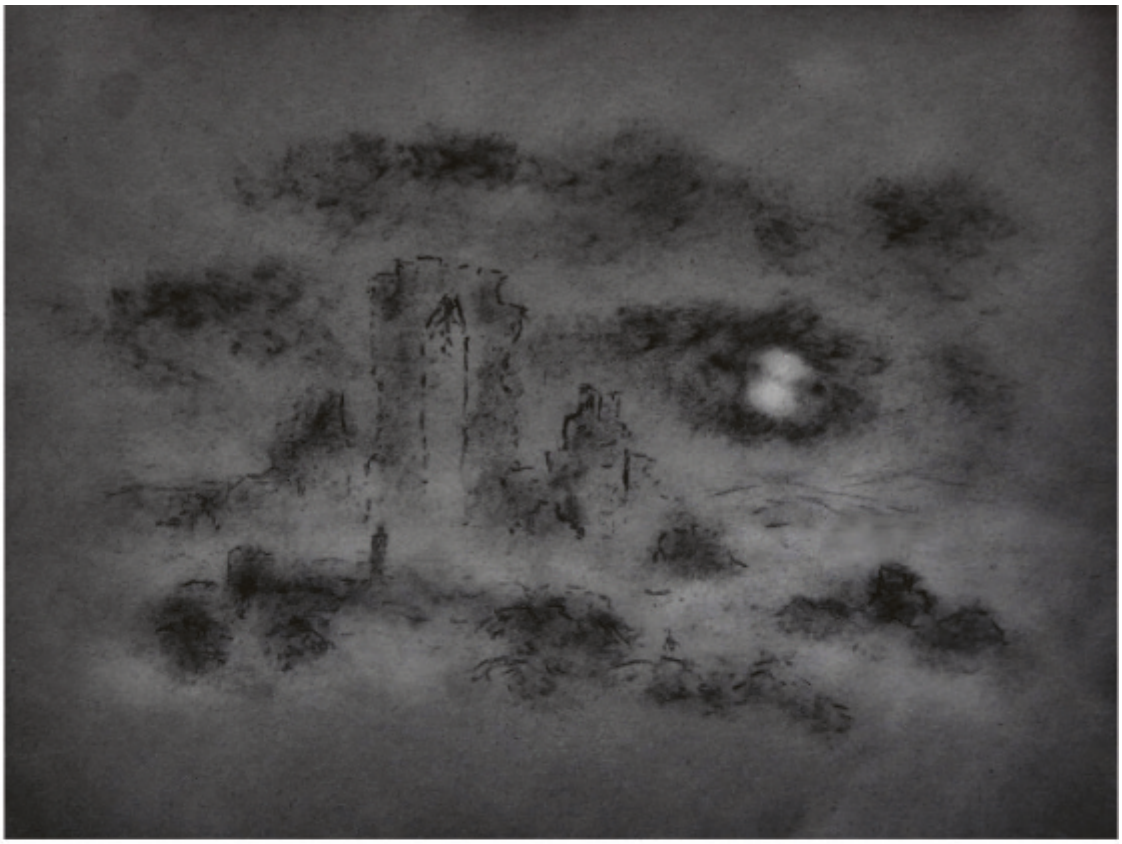
Foto: Hasanov

Abil Hasanov, 1968 in Westaserbaidschan geboren, wuchs in einer Epoche tektonischer Verschiebungen auf. Seine Kindheit und Jugend standen im Schatten von Perestroika und dem Zerfall der Sowjetunion – einer historischen Zäsur, die nicht nur politische Systeme, sondern auch Biografien neu ordnete. Auch seine Ausbildungsjahre fielen in jene Übergangszeit, in der Aserbaidschan sich aus dem sowjetischen Verband löste und tastend seinen Weg in die staatliche Eigenständigkeit suchte.

Für einige Zeit arbeitete Hasanov beim staatlichen Filmstudio Azerbaijanfilm, benannt nach dem aserbaidschanischen Schriftsteller Cəfər Cabbarlı. Zugleich veröffentlichte er journalistische Texte in oppositionellen Medien, insbesondere in der Zeitung Azadlıq. Sein Einsatz für demokratische Reformen blieb nicht folgenlos: Wiederholt war er von Repressionen und Verhaftung bedroht, bis er schließlich gezwungen war, das Land zu verlassen.

In Deutschland erschien sein Buch *Das verlassene Vaterland*, in der Türkei *Die Angst, die Liebe zu verlieren.*

Sein literarisches Werk ist getragen von autobiografischer Erfahrung und präziser gesellschaftlicher Wahrnehmung. Es verbindet persönliche Erinnerung mit politischer Zeitgeschichte und zeichnet ein Panorama des Kaukasus, in dem Freiheitssehnsucht, historische Brüche und fragile Hoffnungen ineinandergreifen. Er ist Redakteur der eXperimenta.



© Sören Heim

Sören Heim

vier epiphanien

i

es ist nicht sicher,
welche der knochigen blüten
noch menschenhand in die steine geschlagen hat, zärtlich,
und welche aus den ranken gesprossen sind,
die später den stein umschlungen haben,
und dann selbst versteinerten.

der kleine dickliche putte mit dem lockigen haar,
dem die linke obere hälfte des schädels fehlt, und mit ihr das linke auge
rußig und gebückt, als letzte auszumachende figur
der in sich verschmolzenen figurengruppe hinter dem hochaltar,
tollte er einst ganz fröhlich durch diese hallen und blies die flöte,
oder ließ auch ihn bloß ein alter meister hier?

wenn die sonne tief steht tanzt der staub golden in ihrem licht,
das mannigfaltig sich bricht in den verbliebenen fenstern;
die zaubern ein mäanderndes farbenspiel auf die bögen
und säulen und die schlanken erker,
ehe aus dem nahen walde, wie ein gespenst,
die nacht herankriecht.

es braucht keine bank, hier zu knien.
es braucht keinen prediger, dass man lausche.
wenn der wind des späten herbstes singt unterm hohen gewölbe,
dann ist es, als weilten mit ihrem geschundenen kehlen
die schwestern vom knotigen herzen
noch unter uns,
dann ist es, als werde sonnenstrahl ton.
dann ist es, als stiegen die entrückten himmel hernieder
und gäben ihr einverständnis,

und spendeten ihren segen –
über windwort und lichterspiel,
über engel und ranke,
über den goldenen tanz des staubes. und sein gebet.

noch heiliger aber ist die eisige mondnacht, wenn sie heraufdämmert
und da kapitelle bleich wie gebein ragen, nach dem unerreichbaren firmament,
blühen selbst die knochigen blüten noch einmal silbern.
egal ob menschenhand sie in stein geschlagen hat, zärtlich,
oder ob sie aus den ranken gesprossen sind,
die später den stein umschlungen hatten,
und dann selbst versteinerten.

ii

inmitten der großen megalithen wandelt ein ähnliches ahnen dich an.
besonders, wenn die nebel dicht im tale liegen,
und der kreis öffnet sich nach dem funkeln der sterne
wie ein gähnender mund voller graufelsiger zähne.
erneut ein käsiger mond macht das nebelmeer leuchten,
als sei die ebene bedeckt von lang vergessenem schnee.

dann meint man beinah, sie in ihren kutten
nach den hügeln ziehen zu hören.
oder nackend, denn wer weiß,
wie dereinst man den gewaltigen diente.
still, gemessenen schrittes, oder verse
deklamierend, in einer verlorenen sprache.
oder in sanftem summen wortlos melodien formend

o saat des blutes, saat himmelischer tränen
o wolfes kehle, o zweig von der alten esche
o weites land o wankender gang der äonen
o hymnus der eulen, o kollernde klage der frösche

ewig ist die braune erde ewig der grüne trieb

ewig der regen aus schwarzen wolken
stets das schaf wird geschoren, das rind wird gemolken
ewig der weiher ist klar und der fluss ist trüb

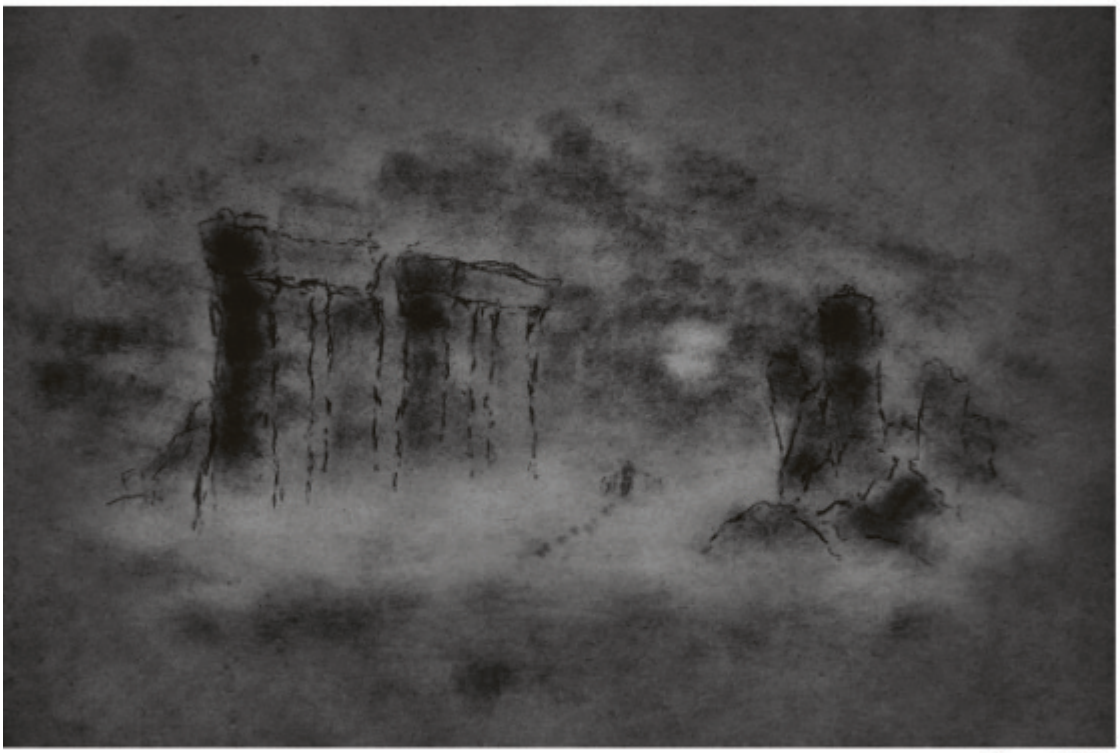
ewig ist das leben, ewig der tod
der tod etwas ewiger noch als das leben
und das ist womöglich auch besser so

ewig sind die brücken, ewig die gräben
immer wieder färben frühs sich die hügel rot
immer wieder schärft der schlachter sein messer

photopsien, flackernd, vorm verkniffenen, nach innen gewandten, blick.

aber herrlich ist doch die morgenstunde
inmitten der unhintergehbaren einsamkeit der megalithen,
leicht mag man da ganze welten
unterm nebelmeer träumen.

doch wenn der dunst sich dann löst im feurigen lecken des
tages,
enthüllt er die gerippe der bäume und das aschene feld.
und darin die verzweifelte schwärze entseelter dörfer und städte.



© Sören Heim

iii

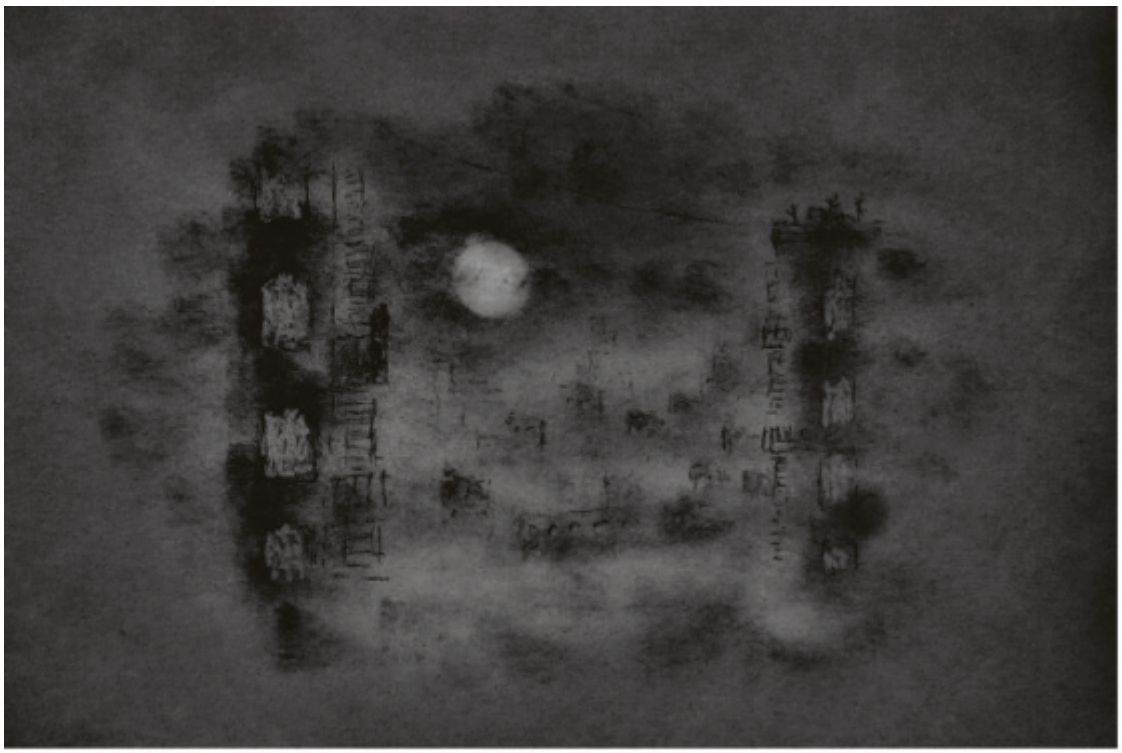
stroboskope. krächzende membranen.
die messen der leiber in den schuppen von liberty mile.
neon und schweiß.
blitze und rauch.
und das wummern wummern wummern der bässe.

oder das zittern einer einsamen gitarrensaite
auf den wiesen im schatten der paläste.
und das gemeinsam auch so einsam zittern der tausenden
mit dem zittern dieser seite.

wenn im kopf die stadt nicht mehr gerade ist
und die nacht so finster und glüht zugleich
und dann liegt man in jemandes arm und alles ist weich und
schon reißt dich der frühzug nach hier
stahl hart kalt und jenen nach dort und –
stroboskope. krächzende membranen.
und das wummern wummern wummern der bässe.
die messen der leiber in den schuppen von liberty mile.

einmal spulte die straße sich
ganz leer verkatert halb ins vergessen.
nur rechter hand, linker hand die LEDs:
schrei blau nach vergiss mein nicht.
und auch rasend heult ein wagen vorbei.
und wenn es dann grollt hinterm horizont:
ists gewitter, ist es der krieg,
von dem sie immer lauter sprechen? oder
bloß das wummern der bässe im dröhnenden kopf?

blitze und rauch.
neon und schweiß.
stroboskope. krächzende membranen.



© Sören Heim



iv

als gott sah, dass die letzte schlacht
den alten kathedralen die schalen gesprengt hatte
und sie geöffnet hatte für den spiegel des mondes,
für die glut der sonne und das kristallne blinzeln der sterne, da
schmunzelte er, und er sah, dass es gut war:
dies endlich hat allein für sich der mensch gemacht.

einmal spulte die straße sich
ganz leer verkatert halb ins vergessen.
ewig ist die braune erde ewig der grüne trieb.

auch die knotigen samen aus stahl und aus stein
– und das zittern einer einsamen gitarrensaite –
vielleicht (mag sein),
fallen sie irgendwann
wieder auf fruchtbaren grund.

knochige blüten.
tanzender staub.
nebel. megalithen.
stroboskope.
blitze und rauch.

photopsien, flackernd, vorm verkniffen
nach innen gewandten
blick.

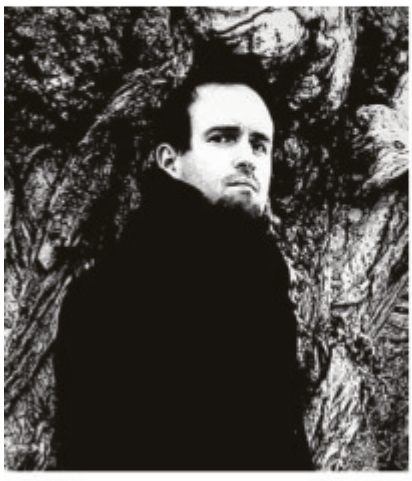


Foto: Heim

Sören Heim ist Schriftsteller & Journalist. Heim ist unter anderem Träger des kosovarischen Preises für moderne Dichtung Pena e Anton Pashkut (Stift des Anton Pashku), des Sonderpreises „Favorit von Daniel Glattauer“ der art. experience 2014, des Kunstförderpreises der Stadt Bingen 2015, des Literaturpreises der Stiftung „Kultur im Landkreis Mainz-Bingen“ 2020 und Finalist beim Literaturpreis Prenzlauer Berg 2018 sowie beim Polly Preis für Politische Lyrik 2017 und ’19.

Dr. Annette Rümmele, Diplom-Psychologin

Wir kümmern uns um Menschen

Wir, das sind diejenigen unter uns, denen die Nöte alter Menschen nicht gleichgültig sind. Wir, das sind die Bürgerinnen und Bürger, die mit der Sozialgesetzgebung, den Einschränkungen und Ungerechtigkeiten der Regierung nicht einverstanden sind. Wir, das sind engagierte Menschen, die in rauen Zeiten zusammenstehen und sich zu Wort melden.

Vor etwa sieben Wochen, Ende Juli in der Sommerhitze, erschien auf Facebook folgender Post von Marlies S.

„Ich finde, wir bekommen viel mehr verboten als geboten. Ohne Freunde wäre ich schon verhungert. Das Heim meines Mannes kostet 6500 € im Monat. Dort wurde er ohne mein Einverständnis nach dem Aufenthalt in der Demenz-Psychiatrie eingewiesen.

Inzwischen ist sein Konto gesperrt und ich habe keinen Zugang. Meine Rente reicht nicht aus, um den Lebensunterhalt zu bestreiten. Ich habe Sozialhilfe beantragt, das geht jetzt in den 4. Monat. Einmal sind die Unterlagen, die ich eingereicht habe, verschwunden und das 2. Mal waren sie nicht vollständig und nun ist die Sachbearbeiterin in Urlaub.

Ich habe den Sozialpsychologischen Dienst eingeschaltet und die kümmern sich, aber leider bis heute erfolglos. Es wird billigend in Kauf genommen, dass ich meinem Leben ein Ende setze. Das ist unser derzeitiger „krimineller" Staat. Ich habe mich entschieden an die Öffentlichkeit zu gehen, anstatt mir das Leben zu nehmen.

Wenn sich bis in der nächsten Woche nichts getan hat, behalte ich mir vor, an die Presse zu gehen. Ich bin dankbar, dass mein Gehirn auch mit 90 Jahren noch funktioniert."

Ich entdeckte diesen Post eher zufällig und fühlte mich sofort angesprochen. Es liegt wohl an meinem Beruf und meinem Alter, dass mich die Themen Pflege, Altenbetreuung in erster Linie jedoch die Frage, wie gehen wir mit alten Menschen um, umtreiben. Wer genügend Geld hat, kann sich in Komfortheime einkaufen oder sich teuer zuhause pflegen und betreuen lassen. Was geschieht jedoch mit den weniger betuchten oder armen Menschen, die im Kopf noch rege, aber körperlich pflegebedürftig sind? Warten wir einfach, bis sie sterben? Das darf so nicht sein.

Wie in den allermeisten Fällen gibt es die Innen- und die Außensicht.

Wenn ich mit der Außensicht beginne, ist der „Fall Marlies S.“ schnell erzählt. Ihr Mann ist versorgt und sie hat eine Betreuung zuhause.

Innen allerdings verändert sich die Geschichte sofort.

Wenn ich Marlies S. aufmerksam zuhöre, kommen ganz andere Wahrnehmungen und Gefühle zum Tragen. Sie fühlt sich alleingelassen – und sie ist alleingelassen. Da ihr Mann von einem gesetzlichen Vormund vertreten wird, hat Marlies S. keinerlei Mitspracherecht über den Verbleib und das Wohlergehen ihres Mannes. Nach mehr als 60 Ehejahren besteht eine liebevolle Beziehung, die durch die schwere Erkrankung ihres Mannes und sein weit fortgeschrittenes Alter nur noch begrenzt lebbar ist. Deshalb wünscht sich Marlies vor allem Kontakt zu ihrem Mann und Hilfe, um ihn zu sprechen und besuchen zu können. Sie kämpft um jegliches Mitspracherecht und den täglichen, ungestörten Kontakt zu ihrem Mann.

Wohin sollen sich alte Menschen wenden?

Eine Verlegung ihres Mannes in Marlies Nähe sollte möglich sein. Ebenso muss der Kontakt, auch wenn Marlies S. körperlich sehr eingeschränkt ist, herstellbar sein. Die Würde des Menschen ist unantastbar, unabhängig von Religion, Rasse, Geschlecht und ALTER. Dies muss die Politik ernst nehmen. Die jüngsten Wahlen zeigen, dass ein Großteil der Bevölkerung die Kürzungen und die eingeschränkten Rechte auch und gerade alter Menschen nicht mehr hinnehmen, sondern wenn überhaupt alternativ wählen.

eXperimenta greift dieses Thema auf, weil Stimmen wie die von Marlies S. nicht ungehört verhallen dürfen.

Annette Rümmele, Jahrgang 1957, ist promovierte Diplompsychologin und Autorin. Nach langjähriger Tätigkeit als Wissenschaftlerin und Dozentin im In- und Ausland und viel Erfahrung als ehrenamtliche Redakteurin der eXperimenta, ist sie im literarischen Metier tätig. Mit wachsendem Mut und großer Begeisterung für die Literatur schreibt sie Essays, Kurzgeschichten, Gedichte und experimentelle lyrische Prosa.

Veröffentlichungen unter anderem: *Die Poesie der Gestalt*, edition maya, 2017.
Wie meine Oma mir beibrachte, ohne Augen zu sehen, Bübül Verlag Berlin, 2020.
Kuckucksruf, Gedichte. edition maya, 2022.
Grün : der üppigen, edition maya, 2025.

Zusammen mit ihrem Mann lebt sie in Würzburg und im grünen Umland Osnabrücks. Siehe auch: www.creativforum.art

* * *

Ich bin **Marlies Schacht**, geboren am 29. 08. 1936 in den Niederlanden. Aufgewachsen bin ich in NRW. Meine Kindheit war von Krieg und Entbehrungen geprägt.

Eine Lehre als Maskenbildnerin im Palladium Düsseldorf musste ich ablehnen, weil mein Vater wegen einer Kriegsverletzung sein Bein verloren hat. Er war Sänger und seine Karriere war somit beendet.



Foto: Schacht

1956 lernte ich meinen Mann kennen und lieben. Seit fast 70 Jahren sind wir verheiratet. Aus dieser Ehe gehen 2 Kinder hervor. Ich habe meinem Mann immer den Rücken freigehalten, sodass er seine berufliche Karriere fortsetzen konnte. Ich habe mich vorwiegend um Haushalt und Kinder gekümmert. Darum konnte ich nur wenig in die Rentenkasse einbringen. Meine angesparte Rente habe ich mir, wie vom Gesetzgeber vorgeschlagen, auszahlen lassen.

Am Ende eines arbeitsreichen Lebens erkrankte mein Mann an Demenz. Sechs Jahre habe ich ihn begleitet und mit Hilfe eines Pflegedienstes gepflegt. Nun bin ich selbst am Ende und musste ihn in eine Demenz-WG geben. Wegen der Entfernung und meiner körperlichen Beeinträchtigung kann ich ihn nicht besuchen.

So warten wir auf unseren letzten Atemzug.

Jeder für sich allein.



Gemälde von Anne Nygard auf Unsplash

Katja Richter

Künstler und Künstlerinnen in Kriegszeiten

Kraft und Vermächtnis der Kunst – Gestern und heute

Felka Platek

Künstlerin

„Ich sehe Hunde, die an der Leine reißen."

> (Christoph Heubner, Vizepräsident des Internationalen Auschwitz Komitees, in seinem literarischen Gedenktext und gleichnamigen Buchtitel über das Schicksal Felka Plateks und das ihres Lebensgefährten Felix Nussbaum)

Auch heute können wir sie wieder sehen: *„Die Hunde, die an der Leine reißen."*

Hass, Wut und Gewaltbereitschaft gegen bestimmte Bevölkerungsgruppen wachsen weiter. Werfen sich geifernd in die Leine, aggressiv und jederzeit bereit hervorzubrechen. Wann werden die Leinen reißen oder jenen aus den Händen gerissen, die glauben, sie hätten die Kontrolle darüber, diese Kräfte zurückzuhalten? Was, wenn Hass und Gewalt endgültig von der Leine gelassen sind?

Die Verrohung und Spaltung der Gesellschaft unserer Zeit schreiten geradezu unaufhaltsam voran. Dort, wo Hass, Hetze, Unterdrückung und Ausgrenzung zur Normalität werden, droht immer die Entmenschlichung. Auschwitz begann auch in der eigenen Nachbarschaft, im Bekanntenkreis, in Familien, kurzum in einer ganzen Gesellschaft, die sich zu einer Herrenrasse erkoren und befähigt sah, Vernichtungskriege gegen ganze Völker zu führen und mit ihrem Fleiß und Zutun erst ermöglichte, dass die Gaskammern der Konzentrationslager gebaut werden konnten. Die ihre eigenen Felder und Äcker urbar machen wollten mit der Asche derer, die sie zuvor als Untermenschen deklarierten.

Am 9. November dieses Jahres jährt sich die Reichspogromnacht zum 88. Mal. Sie markiert den Beginn einer unerbittlichen, systematischen und gewaltsamen Judenverfolgung im Nationalsozialismus. Ein Datum, das Deutschland stets erinnern muss, an das finsterste Kapitel seiner Geschichte. Die Verantwortung, die für uns als heute lebenden Nachfahren – eben auch von Tätern innerhalb der eigenen Familiengeschichten – daraus erwächst, muss unverkennbar sein!

In der Januarausgabe 2026 der eXperimenta erinnerten wir an Leben und Werk des jüdischen Künstlers Felix Nussbaum. Nun soll auch die Arbeit seiner Weggefährtin Felka Platek beleuchtet werden, die 1944 im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau von den Nazis ermordet wurde. Das Schicksal des Künstlerpaars ist untrennbar miteinander verbunden. Nur 38 ihrer Werke sind erhalten geblieben. Bislang wurde nur wenig über die Malerin bekannt und blieb im Schatten der Forschung und Recherche, die vor allem auf das Gesamtwerk ihres Ehemanns gerichtet war. Wenngleich ihr Werk fragmentarisch bleibt, zeugt es doch eindrucksvoll von einer durch Unterdrückung, Verfolgung, Flucht und Exil geprägten Künstlerbiographie in Zeiten des Nationalsozialismus.

Felka Platek als eigenständige Malerin anzuerkennen und zu würdigen, dazu soll dieser Text beitragen.

Eine bemerkenswerte Künstlerin, die für die Widerstandsfähigkeit des menschlichen Geistes steht und für die Bedeutung der Kunst in widrigen Zeiten.

Felka Platek wurde am 3. Januar 1899 als Tochter von Leon Platek und Salome Platek geb. Strumfeld in Warschau geboren. Als junge Frau zog es Felka Platek in den 1920er Jahren nach Berlin, um Malerin zu werden. Zunächst studierte sie an privaten Malereiateliers der *Lewin-Funke-Schule* bei Ludwig Meidner und ließ sich zur Portraitmalerin ausbilden. 1924 lernt sie dort auch ihren zukünftigen Ehemann Felix Nussbaum kennen. Die beiden beziehen 1929 eine Atelierwohnung in Berlin-Charlottenburg.



Felka Platek: Porträt von Frau Etienne, 1942

1932 erhält Felix Nussbaum ein Stipendium für die *Villa Massimo* in Rom. Felka Platek begleitet ihn schließlich nach Italien. Es entstehen Landschaftsbilder. Sie folgt Felix Nussbaum auch nach Frankreich und Belgien. In Oostende malt sie Alltagsgegenstände und versucht etwas für ihren Lebensunterhalt zu verdienen, indem sie Geschirr bemalt. Damit finanziert sie das Leben beider Künstler.

Sie nahm auch Portrait-Auftragsarbeiten an und diente ihrem Ehemann als Motiv. Waren die Malmittel allzu knapp, überließ sie Felix Nussbaum ihre Materialien, damit er weiterarbeiten konnte.

1937 heiratet das Künstlerpaar schließlich in Brüssel, nachdem Felka Platek aufenthaltsrechtliche Schwierigkeiten mit den belgischen Behörden hatte. Nachdem Belgien 1940 von den Deutschen besetzt wurde, war das Künstlerpaar gezwungen, 1942 unterzutauchen, als die Gestapo nach ihnen suchte. Freunde verschafften ihnen eine vorübergehende Zufluchtsstätte. 1943 kehrten sie zurück und bezogen ein Mansardenversteck. Während dieser Zeit entstanden Stillleben, die von diesen Erfahrungen und der Isolation zeugen. Auf engstem Raum beschränkten sich ihre Motive auf das häusliche Inventar.

Am 20. Juni 1944 wurden Felka Platek und Felix Nussbaum in Brüssel verhaftet und am 31. Juli 1944 nach Auschwitz deportiert und ermordet.

Das Museumsquartier Osnabrück ist im Besitz von 28 Arbeiten der Künstlerin. Hierbei handelt es sich auch um die weltweit größte Platek-Sammlung. Die Sonderausstellung *„Felka Platek. Eine Künstlerin im Exil“* zeugt eindrucksvoll von der Kunst einer selbstbewussten modernen Frau**. *„Die männerdominierte Kunstwelt des 20. Jahrhunderts habe keine chancengleiche Vita zugelassen“,*** so die Kuratorin Adriana Martins Mota. ***„Es gehe um das Ausbrechen aus patriarchalen gesellschaftlichen Strukturen ihrer Zeit, bei denen Frauen gewisse Rollen, aber auch Typen zugeschrieben wurden.“***



Felka Platek: Selbstportrait auf dem Balkon

Ihre Werke reichen von Auftrags-Portraitarbeiten, über Stillleben und Landschaftsbilder, die ihrem Alltag im Exil entsprangen, ebenso, wie Begegnungen mit Menschen sie und ihre Arbeiten prägten und bewegten. Auch Felix Nussbaum dokumentiert sie während seiner Arbeit. Felka, die aus einfachen Verhältnissen stammte, war nicht „nur“ die Weggefährtin von Felix Nussbaum, auf die sie viel zu lange reduziert wurde. Sie war eine Künstlerin mit einer ganz eigenen Perspektive auf die Welt!

1940 fertigte sie ein eindrucksvolles Selbstportrait an. Eine beklemmende Darstellung, die von der Angst, Unsi-

cherheit und Isolation einer jüdischen Künstlerin im Schatten des NS-Terrors zeugt. Dass eine Malerin unter solch widrigsten Bedingungen weiterhin an ihre Schaffenskraft glaubte und versuchte, sich durch ihre künstlerische Arbeit aufrecht zu halten, muss heute auch als Akt des Widerstands gegen den NS-Terror betrachtet werden. Felka Platek gehört zur sogenannten „Verschollenen Generation“.

Im Jahr 2025 tauchten unbekannte Gemälde von Felka Platek auf. Drei Gemälde werden dem „Felix-Nussbaum-Haus“ in Osnabrück von Maryvonne Collot geschenkt, einer Nachfahrin der Familie, die dem Künstlerpaar eine Zuflucht ermöglicht hatte. Die Werke geben Aufschluss über die letzten Jahre der Künstlerin. Die Portraitgemälde zeigen Mitglieder der Familie Giboux-Collot. So ergibt sich für die Forschung ein neues Bild hinsichtlich der letzten Wirkungs- und Wohnstätte des Künstlerehepaars, das nun zum Anlass genommen werden soll, um weiter zu forschen. Dokumente der Familie Giboux-Collot belegen, dass Felka Platek und Felix Nussbaum in der Souterrainetage der Familie eine Bleibe fanden und sich ein freundschaftliches Verhältnis zwischen der Familie und den Künstlern entwickelte. Auch Fotos aus der Nachkriegszeit, die in der Wohnung der Familie angefertigt wurden, zeigen Gemälde von Nussbaum und Platek. Man will diese neuen Erkenntnisse nun zum Anlass nehmen, die Geschichte der 1943 und 1944 entstandenen Werke des Künstlerpaars wieder neu zu beleuchten.

Bislang waren nur 35 Werke Plateks bekannt. 30 davon befinden sich im Bestand des Osnabrücker Felix-Nussbaum-Hauses. Die drei neu entdeckten Bilder kommen nun dazu. Auch wenn die Beziehung zwischen Nussbaum und Platek für die Biografie der Künstlerin zentral ist, besteht auch hierin eben die Gefahr, sie nur als „Frau von Felix Nussbaum“ wahrzunehmen. Das Osnabrücker Museum versucht deshalb ausdrücklich, Platek als eigenständige Künstlerin zu betrachten.


Felka Platek: Stilleben mit Rosen, 1929

Felix Nussbaum und Felka Platek sollten Deutschland nach ihrer Flucht nie wieder betreten. Die genaue Rekonstruktion der letzten Stunden des Künstlerpaars werden weiterhin erforscht.

Seit 2012 erinnert im Wohngebiet „Nördlich Brinkhofweg“ im Osnabrücker Stadtteil Kalkhügel eine Straße an Felka Platek.

In Brüssel befindet sich ein Stolperstein für das Ehepaar.

2024 zeigte das Museumsquartier Osnabrück eine große Sonderausstellung „Felka Platek. Eine Künstlerin im Exil.“

Quellen: Museumsquartier Osnabrück, NDR, fritzaschersociety.org, Die Zeit, taz, wikipedia, Friedensstadt Osnabrück, „Ich sehe Hunde, die an der Leine reißen“ Christoph Heubner



Foto: Richter

Katja Richter, Jahrgang 1979, geboren im saarländischen Merzig, versteht sich als Bild- und Wortkünstlerin, verschiebt immer wieder Grenzen des gesellschaftlichen Diskurses und rückt das Menschsein in den Mittelpunkt ihrer Arbeiten. Die Kraft und das Vermächtnis der Kunst für die Menschheit hin zu einer Vision im Hinblick auf andere Gesellschaftsformen treiben sie stets an. Einige ihrer Kurzgeschichten und Gedichte erschienen in verschiedenen Anthologien. eXperimenta Redakteurin für Kunst und Zeitgeschehen. Die Künstlerin und Schriftstellerin lebt mit ihrer Familie in der Gemeinde Beckingen im Saarland. Künstlerin des Monats in der eXperimenta im Januar 2026.

Weitere Informationen zu ihren Arbeiten auch im Internet: www.katja-richter.net

„Frieden ist nichts für Feiglinge“

Sehr wahre Worte, bei denen ich mich auch irgendwie ertappt und schuldig fühle, denn ich gehöre tatsächlich zu den Leuten, die sich gerne die Decke über den Kopf ziehen und das Thema Politik meiden wie die Pest. Mein Häuschen im Wald ist mein heiler Ort, wo ich fern von allem Übel der Welt sitzen und schreiben kann. Irgendwie ist es auch ein Symbol für mein Scheitern, als das ich es nicht sehen will. Jahrelang habe ich mich im Hintergrund für den Frieden eingesetzt, aber ich war chancenlos gegen eine Übermacht an Menschen, die mir klar machten, dass ich die Fr… zu halten habe. Wirklich aufgegeben habe ich nie, aber es war ein ungleicher Kampf gegen Leute und Machtstrukturen, die bis heute das Leben meiner Familie bedrohen.

Irgendwann habe ich erkannt, dass meine einzige Waffe das Schreiben ist – möge sie noch so schwach sein. Im Stillen hoffe ich, dass Romane wie BIS ANS ENDE DER ZEIT sowie meine zahlreichen Kurzgeschichten und Gedichte über die Schrecken von Diktatur und Krieg, zumindest ein paar Leute zum Nachdenken anregen. Ebenso die vielen wunderbaren Texte anderer Autoren. Vielleicht bewirken wir ja doch irgendwann etwas.

Ja, ich bin im Grunde ein Feigling. Aber ein Feigling mit Hoffnung im Herzen.

Biba Al-Nasiri

Rüdiger Heins

Zeit des Versagens

Ist es nicht so, dass „Versager“ wieder das „Sagen“ haben? Meine persönliche Meinung ist: „Ja“.

Ein Blick in das politische Tagesgeschäft genügt, um meine Antwort zu bestätigen. Das Vergangene kehrt wieder oder war es überhaupt jemals verschwunden?

Die Rede ist vom Faschismus. Einer menschenverachtenden Gesellschaftsform, die nicht davor zurückschreckt, Menschen zu diskriminieren. Ein Grundprinzip des faschistoiden Verhaltens ist erkennbar an den drei Methoden. Nennen wir sie an dieser Stelle die Säulen des Faschismus:

1. Diskriminieren
2. Eliminieren
3. Exekutieren

Bemerken Sie etwas? Es sind nur einundachtzig Jahre vergangen, in denen dieses Prinzip flächendeckend an einer Bevölkerungsgruppe angewendet wurde, um diese Menschen zu vernichten. Wir nennen das Genozid.

Das Lippenbekenntnis „Nie wieder …“ ist zu einer Farce verkommen, die im heimischen Wohnzimmer zwischen Salzgebäck und Bier zum Besten gegeben wird, um das eigene schlechte Gewissen zu beruhigen, besser noch: bei Laune zu halten.

Es scheint so, als ob das faschistische „Drei-Säulen-Modell“ nie richtig überwunden worden ist, denn fast nahtlos sind wir gesellschaftlich im Heute wieder an einem Punkt angelangt, an dem das Diskriminieren von „andersdenkenden“ Menschen wieder salonfähig geworden ist.

Wie ist dies möglich in einem Land, in dem der Faschismus jahrelang gewütet und die Demokratie vernichtet hat?

Mehr als 6 Millionen Menschen wurden systematisch diskriminiert, isoliert und ermordet. Ein Weltkrieg wurde entfacht, 65 Millionen Menschen fielen ihm zum Opfer.

Ausgerechnet dieses Land, das sich Deutschland nennt, bedient sich weiterhin flächendeckend des Säulenmodells des Faschismus.

Jetzt sind wir also wieder soweit: Die Bundeswehr hat ein Sondervermögen von 100 Milliarden Euro erhalten. Weitere 100 Milliarden verschwinden im Korruptionsdschungel der Ukraine für Rüstung. Das sind bereits 200 Milliarden Euro für Rüstungsausgaben, die dazu dienen, Menschen zu töten.

Die Rüstungsindustrie wird zu 100 % aus Steuergeldern finanziert, denn wer sonst als ein Staat, vertreten durch eine Regierung, kauft Waffen ein, mit denen Menschen getötet werden. 200 Milliarden € werden also systematisch genutzt, um Menschen zu vernichten, damit sich einige wenige an den Gewinnen bereichern können.

Erinnern wir uns an dieser Stelle an die Säulen des Faschismus: Diskriminieren, Eliminieren, Exekutieren. Im Falle eines Krieges könnte man das Modell so übertragen:

1. Feindbild konstruieren
2. Diplomatische Beziehungen abbrechen
3. Krieg

Das nenne ich die „Trilogie des Todes“, die mit dem faschistoiden Säulenmodell korrespondiert.

Jetzt bleiben allerdings noch einige Fragen offen: Der Rentenkasse fehlen, unverschuldet, jährlich 1,1 Milliarden Euro und den Krankenkassen fehlen 6,2 Milliarden Euro. Daraus ergibt sich eine Summe von 7,3 Milliarden Euro, die fehlen, weil der Staat sich auch hier bedient hat, um damit Lücken – vielleicht für offene Rechnungen bei der Rüstungsindustrie? – zu begleichen.

Bleibt zu befürchten, dass das Personal, das den politischen Alltag bestimmt, nicht dazu in der Lage ist, sein eigenes Volk zu vertreten, weil die Politik versagt, wenn Versager das Sagen haben.



Foto: Jahn

Rüdiger Heins. Revolutionär der Liebe

Die andere Seite

Eine Frau im Wald, im dicken, geflickten Anorak, mit Gewehr und Rucksack. Sie zieht einem erlegten Tier das Fell ab. Hundegebell und eine Stimme schrecken sie auf. Sie packt ihre Beute ein und rennt los, verfolgt von einem Jagdhund. Von ihm eingeholt, wirft sie ihm das tote Tier hin und entkommt.



Die Frau (Nina Hoss) hat Verletzungen, schrundige Male auf der Haut. Wer ist sie, und wie ist sie in diese Lage geraten, allein zu sein, sich verstecken zu müssen?

In dieser deutsch-österreichischen Koproduktion, Regie und Drehbuch Mariko Minoguchi, kommt einem dann einiges bekannt vor, wenn auch verfremdet: Eine ansteckende Krankheit hat sich ausgebreitet. Viele sterben, andere sind infiziert, aber überleben. Alle halten Abstand und tragen Masken. Das erfährt man nach und nach, teils nur indirekt. Die Infizierten werden zwangsweise in Lagern isoliert. Davor flieht die Frau, Hanna, eine Ärztin. Ihre Familie ist gestorben. Sie haust in einer Hütte im Wald, holt sich Lebensmittel aus einem verlassenen Haus, das sie ausgekundschaftet hat. Aber jetzt fühlt sie sich nicht mehr sicher, packt das Nötigste und zieht weiter.

Es kommt zu einigen Begegnungen, teils mit Bekannten, die zwischen Abschottung und Hilfsbereitschaft schwanken, teils mit Fremden, denen Hanna misstrauisch begegnet. Eine Flucht über die Berge nach Italien scheint ein Ausweg zu sein, aber die Grenze wird streng bewacht.

Der Film folgt eng der Protagonistin. Die großartige Nina Hoss ist die Flüchtende, die Leidende, die Mutige und Tapfere, die Helfende und die Ausgelieferte. In ihrer Geschichte, die hier nur einige Tage umfasst, ist die ganze conditio humana enthalten. Die Menschen sind aufeinander angewiesen. Sie können harmonisch leben, glücklich miteinander sein, vor allem in der Familie. Aber dieses Glück ist fragil, für den Einzelnen und die Gesellschaft. In einer existentiellen Krise scheiden sich die Geister. Egoistisch, altruistisch oder gleichgültig sein? Zugewandt oder gewaltbereit? Feige oder mutig? Wir kennen das, spätestens seit Corona.

Und wenn die Zivilisation, wie hier, auch nur teilweise zusammenbricht, zeigt sich das Ausgeliefertsein an die Natur. Hanna wandert durch Wälder und über Berge, ist Wind und Wetter ausgesetzt. Und auch die dem Menschen gegenüber gleichgültige Natur erscheint ambivalent: bedrohlich und hilfreich, grandios und kalt.

Es geht in diesem eindrucksvollen Film auch ganz unprätentiös um die Frage der Schuld, der Verantwortung füreinander und die Bedeutung des einzelnen Lebens. Sich selbst retten oder einander helfen?

Barbara Wollstein

Literaturgeschichte(n)

Helmut Blepp

Gibt es kranke Kunst?

Künstler sind oftmals ein wenig verhaltensauffällig, denken und handeln eigenartig, sind dann mitunter auch ein bisschen verrückt. Das haken wir dann als Ausdruck von Individualität ab, weil wir tolerant sind und Paradiesvögel lieben.

Aber führen wir doch diesen Gedanken fort, um uns an einige verehrte Dichter zu erinnern, die womöglich – wer kann das letztlich entscheiden – mehr als nur ein bisschen ver-rückt waren.



Jakob Michael Reinhold Lenz (1751-1792) war ein namhafter Vertreter der literarischen Bewegung des Sturm und Drang. Er propagierte den Realismus in der Literatur, übte Kritik an der Ständegesellschaft, trat ein für eine Reform des Militärs und thematisierte gesellschaftliche Tabus wie die Unterdrückung des Sexualtriebs durch bigotte Wertesysteme. Seine Stücke „Der Hofmeister oder Vorteile der Privaterziehung“ und „Die Soldaten“ stehen noch heute auf den Spielplänen vieler Theater.

In jungen Jahren war Lenz mit Herder und Goethe befreundet und folgte letzterem, als dieser 1776 von Herzog Carl August nach Weimar berufen wurde. Dort fiel er bald durch exzentrisches Verhalten auf. Wegen einer nicht näher bezeichneten „Eseley“ kam es dann zum Bruch mit Goethe, der veranlasste, dass er aus Weimar ausgewiesen wurde.

Lenz reiste weiter zu Freunden nach Emmendingen, zog durch das Elsass, besuchte Lavater in Zürich, bis während eines Aufenthalts Ende 1777 in Winterthur seine Erkrankung zum Ausbruch kam. Die von Zeitzeugen geschilderten Symptome bewer-

ten Fachleute aus heutiger Sicht als eine katatone Schizophrenie, die sich in Wahnvorstellungen, verbunden mit extremer Körperstarre, äußerte. Freunde veranlassten daraufhin, dass Lenz von dem Philanthropen und Sozialreformer Pfarrer Oberlin im elsässischen Waldersbach aufgenommen wurde, aber auch der konnte eine weitere Verschlechterung seines Zustandes nicht verhindern, protokollierte jedoch zumindest die Gespräche mit dem Kranken. Diese Aufzeichnungen verwendete Georg Büchner in den 1830er Jahren für seine Erzählung „Lenz“ (posthum erschienen 1839).

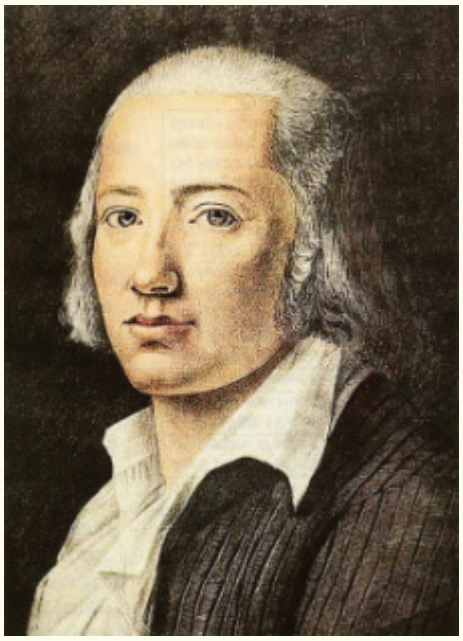
Lenz setzte sein ruheloses Leben fort, immer wieder verfolgt von Ausbrüchen seines Leidens, lebte zeitweise in Riga bei seinem Vater und zog von dort weiter nach St. Petersburg. Ab 1781 lebte er in Moskau, lernte Russisch, arbeitete als Hauslehrer und suchte Kontakt zu anderen Autoren und zu Freimaurern. Seine eigenen literarischen Werke stießen jedoch auf kein Interesse, was seine wirtschaftliche Situation und seinen seelischen Zustand dauerhaft verschlimmerte. 1792 wurde er auf einer Straße tot aufgefunden und an unbekannter Stelle begraben.

Die Erkrankung von Lenz fällt unter den Sammelbegriff der Schizophrenie. Ihre tatsächliche Ausprägung in seinem Fall, auch etwaige Ansätze zu ihrer damaligen Behandlung, sind nicht bekannt. Interessant an Oberlins Protokollen ist allerdings, dass auch er, der aufgeklärte Reformer, davon ausging, dass ihr Ausbruch eine Konsequenz (Strafe?) für die unangepasste Lebensführung von Lenz gewesen sei. Büchner legt ihm in seiner Novelle die Worte in den Mund: „Denn fürchterlich und höllisch war es, was er ausstund, und es durchbohrte und zerschnitt mir das Herz, wenn ich an seiner Seite die Folge der Prinzipien, die so manche heutige Modebücher einflößen, die Folgen seines Ungehorsams gegen seinen Vater, seiner herumschweifenden Lebensart, seiner unzweckmäßigen Beschäftigungen, seines häufigen Umgangs mit Frauenzimmern, durchempfinden mußte.“ Dieses Denken prägte den Umgang mit psychisch Kranken bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein. Erinnert sei hier an Krankheitserscheinungen von bekannten Künstlern wie Franz Schubert, Paul Gauguin oder Guy de Maupassant, die regelmäßig auf die Spätfolgen einer unbehandelten Syphilis zurückgeführt wurden.

Stärker ausgeprägt als das Gedenken an Lenz ist das an Friedrich Hölderlin (1770-1843), was jedoch weniger an seinem zum Teil schwer rezipierbaren dichterischen Werk liegt, als an den Mythen, die sich um seine „Umnachtung“ ranken.

Er studierte mit Hegel und Schelling, war mit Goethe und Schiller befreundet. Für viele gilt er als der stärkste Lyriker seiner Zeit, setzte mit seinen Oden und Elegien neue Maßstäbe und schrieb mit „Hyperion“ („So kam ich unter die Deutschen…“) einen der letzten großen Briefromane. Erfolgreich war er damit nicht. Die Gedichte erschienen vereinzelt in Almanachen, der Roman, in einer Auflage von 350 Exemplaren gedruckt, verkaufte sich kaum. Da ihm nur eine geringe Leibrente zur Verfü-

gung stand und er sich oft in finanziell prekärer Lage befand, verdingte er sich als Hofmeister (Hauslehrer), weil er das üblicherweise nach seinem Studiengang folgende Pfarramt verabscheute.



Hölderlin erwähnte früh seine seelischen Zustände, sprach von Stimmungswechseln in Intervallen, wie schon 1791 in einem Brief an seinen Freund Neuffer: „Mit dem Hymnus an die Menschheit bin ich bald zu Ende. Aber er ist eben ein Werk der hellen Intervalle, und die sind noch lange nicht klarer Himmel!“ Etwa seit 1802 gab es Anzeichen einer psychischen Erkrankung in Form depressiver Schübe, deren Auftreten auch von äußeren Umständen bedingt war: die Enttäuschung über die Entwicklung Frankreichs nach der Revolution von 1789, die anhaltende Erfolglosigkeit seiner literarischen Werke und vor allem die unerfüllte Liebe zu der Bankiersfrau Susette Gontard, in deren Haushalt er lebte, um ihre Kinder zu unterrichten. 1804 wurde er verdächtigt, an der Planung eines Staatsstreichs in Württemberg beteiligt gewesen zu sein, die auch die Ermordung des Kurfürsten vorsah. Diese Ermittlungen belasteten seine Psyche zusätzlich. In diesem Jahr traten erstmals psychotische Symptome auf. Rückwirkend lässt sich die Art der Erkrankung kaum diagnostizieren. Psychiater vermuten eine bipolare Störung. Verschiedene Formen der Schizophrenie könnten zugrunde gelegen haben. Die Diagnose seines behandelnden Arztes Autenrieth im Tübinger Klinikum, in das er 1806 zwangsweise eingewiesen wurde, war eine andere: „Manie als Nachkrankheit der Krätze“. Entsprechend „wissenschaftlich“ war die Therapie des Kranken: seine Medikation bestand vorrangig aus einem quecksilberhaltigen Abführmittel.

1807 wurde Hölderlin als „unheilbar wahnsinnig“ aus der Klinik entlassen. Eine Lebenserwartung von höchstens drei Jahren prophezeite ihm Autenrieth, doch in der Obhut des Schreinermeisters Zimmer, der seinen Schützling in einer Turmstube seines Hauses unterbrachte, lebte der Kranke noch sechsunddreißig Jahre lang. Seine anfänglich großen Stimmungsschwankungen, die bis zu Tobsuchtsanfällen reichen konnten, flachten im Lauf der Jahre ab; Ausbrüche wurden seltener. Der Dichter schrieb, spielte Klavier, liebte lange Spaziergänge, empfing Besuch. Mitunter verschenkte er an seine Gäste Gedichte, die er „Mit Unterthänigkeit, Scardanelli“

signierte. Eine andere Persönlichkeit? Zimmer sprach später davon, dass der ältere Hölderlin sich auch einen Spaß daraus machte, den Verrückten zu spielen, um unliebsame Besucher zu vergraulen. Dabei war er sich bei klarem Bewusstsein seiner Erkrankung durchaus bewusst und blieb reflektiert, so wenn er in einem seiner bekannten späten Gedichte klarsichtig schreibt:

„Das Angenehme dieser Welt hab ich genossen,
Die Jugendstunden sind wie lang! Wie lang! verflossen,
April und Mai und Julius sind ferne,
Ich bin n i c h t s mehr, ich lebe nicht mehr gerne!“

Sowohl Germanisten als auch Psychiater führten nicht nur umfängliche Debatten über die Art von Hölderlins Erkrankung, sondern widmeten sich auch der Frage, ab wann Hölderlin denn krank gewesen sei. Herausgeber seiner Werke fürchteten um ihren Ruf, wenn sie unwissentlich Gedichte aus der „Irrenzeit“ veröffentlichen sollten und baten die Wissenschaft um Expertise. Dazu stellte der Germanist Walter Müller-Seidel 1981 lapidar fest: „Es ist daher ganz unmöglich, bis zu einem bestimmten Zeitpunkt alles als gesund und danach alles als krank zu bezeichnen. Vielmehr gibt es Krankes zuvor und Gesundes danach.“ Und so bleibt dem Leser nur, den Dichter Hölderlin (neu) zu entdecken und sich dabei selbst die Frage zu stellen, ob er „kranke“ Dichtung hinterlassen hat. Und natürlich soll das letzte Wort zu diesem Kapitel ihm gehören (aus „Die Liebe“, 1804):

„Sprache der Liebenden
Sei die Sprache des Landes,
Ihre Seele der Laut des Volks!“

Wahrer Künstler oder Skandalnudel? Nonkonformist oder Verrückter? Danny Gürtler (1875-1917) war wohl von allem etwas. Er fand als Bühnenschauspieler Beachtung, hatte 1898 bereits ein Engagement am Wiener Burgtheater, spielte 1902 die Titelrolle bei der Uraufführung von Büchners Drama „Dantons Tod“ an der Volksbühne Berlin. Auch als Kabarettist und selbsternannter „König der Boheme“ machte er sich einen Namen, galt zeitweise als erfolgreichster deutscher Varieté-Künstler. Seine Auftritte waren berüchtigt. Opfer seiner derben Späße waren Spießbürger und die Protagonisten der Monarchie. Selbst vor dem Papst machte sein ätzender Spott nicht Halt, was unweigerlich dazu führen musste, dass er mit

der Justiz in Konflikt geriet. Wegen Beleidigung kirchlicher Institutionen musste er 1910 in Darmstadt eine einmonatige Haftstrafe absitzen. In vielen Städten erhielt er Auftrittsverbot. Zuviel Alkohol und weitere Skandalauftritte, so zum Beispiel als splitterfasernackter Volksredner in St. Goarshausen, forcierten seinen beruflichen Niedergang. Im Oktober desselben Jahres wurde er auf Veranlassung seiner Frau Meta erstmals in eine psychiatrische Anstalt eingewiesen, die „Irrenanstalt Eichberg“. Von dort verlegte man ihn zunächst nach Heidelberg, dann in die Landespsychiatrie nach Heppenheim. Erst im März 1911 wurde er von dort entlassen, begab sich aber umgehend (auf das Drängen seiner Frau hin?) freiwillig in eine andere Klinik im Taunus, wo er allerdings vier Wochen festgehalten und medikamentös zwangsbehandelt wurde. Weitere Zwangshospitalisierungen erfolgten 1913. Er starb 1917 in der Irrenanstalt Herzberge in Lichtenberg bei Berlin, laut Totenschein an Herzversagen.

Im Nachwort zu dem 2026 erschienenen Buch „Aus Gefängnis und Irrenhaus“, das eine Auswahl von Gürtlers Gedichten enthält, versucht sein Biograph Wilfried Ihrig, Gürtlers Schicksal in ein neues Licht zu rücken. Er geht davon aus, dass Meta, die Ehefrau, jene wiederholten Zwangseinweisungen systematisch betrieb, indem sie ihren Mann immer wieder verleumdete und die behandelnden Psychiater von seinem angeblichen Wahnsinn überzeugte. Als Belege für diese Behauptung beruft er sich auf Aussagen Gürtlers in seinen Texten und auf einen spekulativen Artikel in der Zeitschrift „Irrenrechtsreform“ von 1912, dessen Autor unter anderem schreibt: „Es ist geradezu eine Art Ehesport geworden, dass leichtfertige Frauen sich missliebige Ehemänner für kürzere oder längere Zeit vom Halse schaffen durch Verschiebung ins Irrenhaus.“ Als Beweiskette scheint mir das etwas dürftig. Im Wikipedia-Eintrag zu Gürtler heißt es dagegen „Gürtler starb geistig umnachtet …“, ohne dass zu eruieren wäre, woher der Verfasser dieses Wissen hat. Dokumentiert sind Gürtlers befremdliche öffentliche Auftritte, seine Besäufnisse, seine Angriffe auf weltliche und kirchliche Autoritäten, auch sein Hang zu Frivolität. Ist das (schon) krank? Seine Gedichte, die er während und nach Aufenthalten in der Psychiatrie geschrieben hat, bedienen dieses Urteil nicht. Andererseits ist bekannt, dass die Medikamente, die man ihm zwangsweise zugeführt hat, vor allem Hyoscin, zu aggressivem Verhalten bis hin zu Tobsuchtsanfällen führen können. Wurde dieser anarchische Tunichtgut also „verrückt gemacht“? Auch hier nur offene Fragen, keine Gewissheiten.

Als Autor war Gürtler zweifellos kein Sprachkünstler. Seine Gedichte und Couplets sind einfach, verfasst in Alltagssprache mit wenig kunstvollen Reimen. Der wahre Wert seiner Werke liegt heute darin begründet, dass er die Erfahrungen, die er persönlich im Räderwerk der Psychiatrie des frühen 20. Jahrhunderts gemacht

hat, für uns als Zeitdokument hinterließ. Stundenlange Bäder in Eiswasser, Zwangsmedikation mit fragwürdigen Substanzen, wenig Essen, Misshandlungen durch unterbezahlte Wärter – all das ist in seinen Versen festgehalten.

Gürtlers Herz mag tatsächlich versagt haben, doch die Ursache dafür ist wohl Unterernährung gewesen. Er starb 1917, im dritten Jahr des 1. Weltkriegs. Die Ernährungssituation im Reich war dramatisch. Insbesondere in Einrichtungen wie Gefängnissen und psychiatrischen Anstalten waren die Sterberaten überdurchschnittlich hoch, was nicht zuletzt darauf zurückgeführt wird, dass die ebenfalls schlecht genährten Schließer beziehungsweise das Pflegepersonal selbst von den spärlichen Rationen der Häftlinge und Kranken noch stahlen, sodass viele an Unterernährung und Entkräftung starben. Die Nazis machten im Dritten Reich solchen Nahrungsentzug im Rahmen ihrer Euthanasie-Programme zur Methode. Die Opfer „wurden gestorben“, wie das die Mörder zynisch nannten.

Danny Gürtler wurde erst ein Jahr nach seinem Tod beigesetzt. Er erhielt ein Ehrengrab in seiner Geburtsstadt Darmstadt, das man heute noch besuchen kann.

* * *

1975 entstand das Fernsehspiel „Leben des schizophrenen Dichters Alexander März“ nach einem Drehbuch des Schriftstellers Heinar Kipphardt. Vorbild für die Titelfigur war der österreichische Lyriker Ernst Herbeck (1920-1991), der den Großteil seines Lebens in einer psychiatrischen Einrichtung verbracht hat.

Herbeck wurde mit einer Lippen-Kiefer-Gaumenspalte geboren, die in seiner Kindheit und Jugend mehrfach operiert wurde. Durch diese Missbildung und ihre Folgen war er in jungen Jahren stark sprechbehindert und kontaktscheu, musste infolge der erforderlichen chirurgischen Eingriffe auch immer wieder seine schulische Ausbildung unterbrechen.

Im Alter von zwanzig Jahren wurde er erstmals in die Wiener Psychiatrische Landesklinik eingewiesen. Weitere Einweisungen erfolgten 1942 und 1944. Der Grund war jeweils ein ausgeprägter Verfolgungswahn, der sich in dem Glauben äußerte, man wolle ihn hypnotisieren bzw. auf andere Weise in seinen Kopf eindringen. Zwischen den Klinikaufenthalten arbeitete er als Hilfsarbeiter in einem Rüstungswerk, wurde 1944 zum deutschen Militär eingezogen, aber schon bald als kriegsdienstuntauglich entlassen. 1946 schließlich wurde er in die Psychiatrische Landesklinik Maria Gugging aufgenommen, in der er sein restliches Leben verbrachte.

In dieser Einrichtung erprobte in den 1950er Jahren der Psychiater Leo Navratil neue Therapieformen für schizophrene Erkrankungen, u. a. einen Zeichnungstest, der den Probanden die Möglichkeit bieten sollte, ihre seelischen Befindlichkeiten visuell darzustellen. Dabei fiel ihm die hohe Qualität einiger Bilder auf, deren Zeichner er deshalb zu einer Kreativgruppe formte, so dass sie sich frei und unbedrängt in Maltechniken üben konnten. Aus diesem Ansatz entstand später das „Haus der Künstler" in Maria Gugging, das Maler von weltweitem Rang hervorbrachte, wie beispielsweise Johann Hauser und August Walla.

Begabte Literaten entdeckte Navratil seltener. Neben dem recht bekannten Edmund Mach war es vor allem Ernst Herbeck, der in der österreichischen Kulturszene Aufmerksamkeit erregte. Sein Arzt und Mentor hatte bereits 1966 unter dem Titel „Alexanders poetische Texte" in anonymisierter Form Gedichte seines Patienten veröffentlicht. In Avantgardekreisen wurde ihnen eine hohe lyrische Kraft beschieden. Autoren wie Gerhard Roth, Ernst Jandl und Friederike Mayröcker äußerten sich begeistert.

Eine Besonderheit von Herbecks Werk bestand darin, dass er nie aus eigenem Antrieb schrieb. Navratil hatte ihn zum Schreiben animiert und schlug ihm seither stets Themen vor, die er poetisch verarbeiten sollte. Sein erster Text hieß „Der Morgen" und begann mit den mittlerweile bekannten Zeilen: „Im Herbst da reiht der / Feenwind / da sich im Schnee die / Mähnen treffen …". Die Themenauswahl war beliebig – über die Hoffnung: „Die Hoffnung drückt das Herz / Das Herz tut weh / Dauernd ist es der Tod / Die Schönheit zur Hoffnung"; über die Jahreszeiten: „Hell lesen wir am Nebelhimmel / wie dick die Wintertage / Sind"; über Farben: „Die grüne Farbe befindet sich im Behälter / der Silo muss hellgrüne Farbe haben / grün ist schön / Neben Mist"; über die Dichtkunst: „Je größer das Leid /desto kleiner der Dichter"; über das Leben: „Das Leben der Hühner ist rot / das Beben der nächstenliebe ist rot / Das leben ist schön / Beben der Herzen im Leibe der Hunde …"; über eine Spirale: „… Als ich mich auf dem Berg befand / hatte ich sie verloren. Die Spirale / sieht aus wie ein Hindu"; natürlich auch über die Liebe: „Das Lieben ist schön / schöner als das singen / als ich sah das Lieben / Das Lieben ist ein Kummer …"

Navratil schrieb über Herbecks Dichtungen: „Das Bemühen um ein Verständnis der Texte … unter den Voraussetzungen unseres Alltagsbewusstseins ist … unzureichend. (Seine) Poesie ist zustandsgebunden: die Eigenart seines Stils ist nicht von einer literarischen Strömung, nicht von kultur- und zeitbedingten Umständen abhängig, sondern auf seinen durch die Psychose veränderten Bewusstseinszustand

zurückzuführen“. Der Schizophrenieforscher Manfred Bleuler ergänzt dazu, dass aus der schizophrenen Erkrankung heraus kein völlig neues Gedankengut entsteht, denn „beim Gesunden kommt schizophrenieähnliches Leben neben und hinter dem gesunden Leben vor – wie beim Schizophrenen hinter oder neben seiner Schizophrenie gesundes Leben nachweisbar bleibt“.

Die positive Rezeption dieses lyrischen Werkes beeinflussten solche Statements kaum. Viele Schriftstellerkollegen schwärmten regelrecht von Herbecks Kunst. Jandl erkannte darin „sprachliche Kostbarkeiten“, die Anspruch hätten auf einen „eigenen, unbestrittenen Platz in der deutschsprachigen Poesie der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts“. Und André Heller stellte fest: „(Herbeck…) …produziert … ohne jede abendländisch schöngeistige Zucht das bedeutendste Stück deutschsprachiger Lyrik seit H. C. Artmanns ‘Landschaften’ …“.

Ernst Herbeck starb 1991 in Maria Gugging, einem Ort, an dem er sich nie freiwillig aufgehalten hat. Die behandelnden Ärzte haben seine Entlassung nie befürwortet. Er galt als lebensuntüchtig. Die verbliebenen Mitglieder seiner Familie weigerten sich, den Betreuungsbedürftigen bei sich aufzunehmen. Kurz vor seinem Tod übergab er mehr als tausend handschriftliche Blätter – Gedichte, biografische Notizen und Zeichnungen – an die Österreichische Nationalbibliothek. Seine Lyrik wurde in viele Sprachen übersetzt, darunter Englisch, Französisch, Holländisch, Ungarisch und Japanisch. Als Zugang zu seinem Werk empfehle ich den Band „Die Vergangenheit ist klar vorbei“ (2002), mit einer großen Auswahl seiner Texte und vielen Lebenszeugnissen, herausgegeben von Carl Aigner und Leo Navratil.

* * *

Vier Literaturgeschichten. Vier Dichter, von ihren Zeitgenossen wahlweise als wahnsinnig, irrsinnig, geistesgestört oder als von Sinnen charakterisiert, von Fall zu Fall auch mit dem Euphemismus „umnachtet“ bezeichnet. Und jedes dieser Schicksale wirft Fragen auf, an denen sich noch heute Germanisten und Mediziner abarbeiten. Litt Lenz unter einer unbehandelten Syphilis? War Hölderlin ein Simulant? Wurden Gürtlers Provokationen und Grenzüberschreitungen von einem bigotten gesellschaftlichen Umfeld nur als krank empfunden? War Herbeck nur unheilbar oder unheilbar genial?

Zweifellos waren sie in vielfacher Hinsicht Grenzüberschreiter, verletzten Konventionen, die guten Sitten, unser Verständnis von Realität und Logik. Aber schaffen

kranke Menschen, die dichten, auch tatsächlich kranke Kunst? Und gibt es eine Grenze zwischen krank und gesund, einen Übergang, wie ihn nicht einmal ein renommierter Forscher wie Manfred Bleuler definieren mag? Und gliche eine derartige Abgrenzung nicht einer Diffamierung großer Kunstwerke, denen wir Bewunderung zollen? War Marcel Duchamp verrückt, weil er ein Urinal zum Kunstwerk erhob? Sind Dalís surreale Landschaften gesunde Kunst, die von Leonora Carrington aber krank, weil sie ihr Leben in einer selbsterschaffenen Welt verbrachte und mit Fabelwesen kommunizierte? Und wie ist das lyrische Werk von Celan zu bewerten, der u. a. an Verfolgungswahn, Farbenwahn und Zahlenwahn litt, der in verwirrtem Zustand beinahe seine Frau getötet hätte und seinem Leiden im dreckigen Wasser der Seine ein Ende gesetzt hat?

Mir scheint es so, dass es wohl kranke Künstler und gesunde Künstler gibt, aber keine kranke Kunst. Kunstwerke können gut oder schlecht sein. Sie können uns etwas sagen oder uns ratlos zurücklassen, aber sie lassen sich keiner medizinischen Diagnose unterziehen oder in das Wertesystem einer vermeintlichen Normalität einfügen – denn dann wäre die Kunst nicht mehr frei!



Foto: Michael Eschmann

Helmut Blepp *1959 in Mannheim; lebt in Lampertheim; zahlreiche Veröffentlichungen in deutschsprachigen Zeitschriften und Anthologien; Kolumnist der Zeitschrift eXperimenta; sechs Lyrikbände, zuletzt „Erinnerungen im Kartenhaus“, Moloko plus, 2025; „Nachsaison“, Verlag der 9 Reiche, 2026; „Ein neuer Totentanz“, Verlag der 9 Reiche (in Vorbereitung, Herbst 2026); Mitglied von PEN Deutschland, Gesellschaft für zeitgenössische Lyrik (Leipzig), Joachim-Ringelnatz-Verein (Wurzen), Die Räuber ’77 (Mannheim) u. a.



Gemälde von Jene Stephaniuk auf Unsplash

Essay

Mario Andreotti

Alfred Döblin

Ein jüdischer Schriftsteller am Beginn der Moderne

Wer den Namen „Alfred Döblin“ hört, denkt unweigerlich an den modernen Montageroman, wie er gerade in „Berlin Alexanderplatz“ meisterhaft verwirklicht ist. Was dabei die Vorstellung von Montage betrifft, so zeigt sich ein merkwürdiger Befund: Einerseits wird der Montagebegriff auf die unterschiedlichsten künstlerischen Verfahren bezogen, so dass er mehr den Charakter eines ‚Zauberwortes’ als den eines präzisen Arbeitsinstrumentes erhält. Anderseits wiederum verwendet man ihn in einem sehr engen Sinne, meint man mit dem Begriff fast ausschliesslich das, was in der Literaturtheorie mitunter als Textmontage figuriert. Diese zweite Verwendungsweise des Montagebegriffs ist heute allgemein üblich; sie hängt weitgehend mit der Ansicht zusammen, die moderne *Montage*dichtung, wie sie kurz nach der Jahrhundertwende eingesetzt hat, sei unmittelbar vom Film beeinflusst worden. Entsprechend wird dann unter „Montage“ meist die Übertragung filmischer Techniken, wie Blende, Schnitt, Kameraschwenk usw., auf literarische Texte verstanden. Daher spricht man auch in der Dichtung, ähnlich wie im Film, gerne von einer Montage*technik*.



Döblins Montagekunst: Abschied vom Helden

Es fällt auf, dass Döblin selber, obwohl er in seinen Romanen schon früh mit Montagen arbeitet, nie auf die Filmkunst hinweist. Diese hat sich ja erst kurz vor 1900 zu entwickeln begonnen und war auch im ersten Jahrzehnt des 20.Jahrhunderts noch ganz in den Anfängen. Döblins Montagestil wurzelt denn auch in ganz anderen Bereichen und hat mit der Filmkunst zunächst überhaupt nichts zu tun. Er hängt vielmehr mit dem Versuch zusammen, die seit Nietzsche und Freud veränderte Vorstellung vom menschlichen Ich, die Erfahrung nämlich, dass das Subjekt keine Einheit, sondern eine Vielheit von Kräften darstellt, poetisch zu gestalten. So erklärt es sich, dass Döblin schon seit 1902 in seinen Prosatexten, indem er die personale Einheit des Erzählers und der erzählten Figur aufzulösen beginnt, revolutionärere Wege geht als alle übrigen Autoren, Franz Kafka und Carl Einstein, deren frühe Prosa fast gleichzeitig einsetzt, vielleicht ausgenommen.

Ähnlich wie Döblin orientieren sich um 1900 selbstverständlich auch andere Autoren auf irgendeine Weise am Werk Nietzsches und Sigmund Freuds. So wenden sich seit den neunziger Jahren Hofmannsthal und Rilke, ein Gerhardt Hauptmann oder die Brüder Heinrich und Thomas Mann dem Thema der Ich-Problematik zu und begründen damit im Gegensatz zu den noch lebenden Vertretern des Spätrealismus, wie z.B. den Fontane oder Raabe, ohne Zweifel eine neue Erzählkunst. Döblins Frühwerke, vor allem die Romane „Jagende Rosse“ und „Der schwarze Vorhang“, haben mit den Werken dieser Autoren der Jahrhundertwende denn auch manches gemeinsam. Auch in ihnen lassen sich Stilzüge erkennen, wie sie in Rilkes „Malte“ oder in Thomas Manns „Tristan“ oder „Buddenbrooks“ anzutreffen sind. Es handelt sich um Züge, die wir heute dem literarischen Jugendstil zuordnen.

Und dennoch: Alfred Döblins radikale Lösung von der Welt des spätbürgerlichen Individualismus setzt ihn in einen folgenschweren Gegensatz zu den Autoren im Umkreis des literarischen Jugendstils. Dies zeigt sich schon bei einem Vergleich der Struktur von Döblins frühen Romanen mit den Erzählstrukturen im Werk Thomas Manns. Mann hält in seinen Novellen und Romanen dieser Zeit an der individuellen Optik eines persönlichen Erzählers und, damit zusammenhängend, auch an der Vormachtstellung eines Helden fest. Döblin hingegen geht dazu über, mit Hilfe des Montageprinzips die für den bürgerlichen Roman, aber auch noch für die Avantgarde von 1900 festen Strukturelemente Figur und Erzähler aufzulösen und so den Helden und sein Schicksal als thematisches Zentrum zu relativieren. An seine Stelle soll eine ihn dominierende, absolute Motivik in den Mittelpunkt treten. Diese Motivik spiegelt sich in Döblins Romanen oftmals schon im Titel, wie sein Hauptwerk, dessen Titel keinen Menschen, sondern einen Platz der Grossstadt Berlin nennt, besonders eindrücklich zeigt. Dass der Untertitel dieses Romans dann doch auf das persönliche Schicksal der Hauptfigur Franz Biberkopf verweist, ist bekanntlich nicht Döblin, sondern seinem Verleger anzulasten, der aus kommerziellen Erwägungen auf bestimmte Konventionen ganz offensichtlich nicht verzichten wollte. Zu diesen Konventionen gehörte eben die Nennung des Helden und seines individuellen Schicksals, wie es für die Titel traditioneller Romane typisch war und noch ist.

Ein neues Verständnis der Moderne

Nach der Machtübernahme der Nazis im Jahre 1933, einen Tag nach dem Reichstagsbrand, verliess Döblin als jüdischer und als sog. ‚entarteter’ Schriftsteller Deutschland. Der Weg des Exils führte ihn über Zürich nach Paris, von wo aus er kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, am 18.Januar 1938, an Ferdinand Lion das selbstbewusste Wort schrieb: „Ich aber habe im Ganzen viel Zeit. Ich kann sehr

warten; das wissen Sie doch. Man lernt von mir und wird noch mehr lernen“ (Briefe, 222). Döblin war damals, nach Abschluss der Amazonas-Trilogie, der festen Überzeugung, dass künftige Generationen einmal bei ihm in die Schule gehen würden. Der zwanzig Jahre jüngere Brecht hat dies als einer der ersten getan, wenn er schon 1943 in Bezug auf Döblin von einem „triumph des neuen typus eingreifender dichtung“ spricht und dessen Novemberroman gar als „nachschlagewerk für alle schreibenden“ bezeichnet. Seither haben sich weitere Autoren von Rang angeschlossen. Noch verharrt aber die Literaturkritik, verharren aber auch die meisten jüngeren Schriftsteller im Gestus der Ablehnung, indem sie die von Döblin gewiesenen Wege zu einem neuen Verständnis der literarischen Moderne nicht gehen. Es ist zu hoffen, dass sich die jetzige Schriftstellergeneration, die sich seit Mitte der neunziger Jahre teilweise einer ‚zweiten Moderne’ verpflichtet fühlt, wieder vermehrt auf Döblins Montagekunst und ihre geistesgeschichtlichen Hintergründe besinnt. Die Struktur ihrer Texte müsste sich dann gegenüber der Tradition freilich noch stärker wandeln als bisher; sie spiegelte dafür die Kräfte besser, die das Leben unserer Epoche bestimmen.



Foto: Rüdiger Heins

Prof. Dr. Mario Andreotti befasst sich als ehemaliger Lehrbeauftragter für Sprach- und Literaturwissenschaft an der Universität St. Gallen in seiner Vortragstätigkeit und seinen Publikationen vor allem mit der literarischen Moderne. Von ihm stammt das Standardwerk Die Struktur der modernen Literatur*, das vor dem Hintergrund des gewaltigen geistesgeschichtlichen Wandels im 20. und 21. Jahrhundert die verschiedensten Techniken und Formen der modernen und postmodernen Erzählprosa und Lyrik behandelt und sie den traditionellen Techniken und Formen vergleichend gegenüberstellt. Herausgeber der eXperimenta.

*Mario Andreotti: Die Struktur der modernen Literatur. Neue Formen und Techniken des Schreibens. Erzählprosa und Lyrik. UTB 1127. 6., stark erweiterte und aktualisierte Auflage, Bern 2022 (Haupt Verlag)



Gemälde der National Gallery Of Art auf Unsplash

Literatur, Verantwortung und die Kraft der Begegnung

Ein Gespräch mit Wolfgang Allinger, Herausgeber der WORTSCHAU

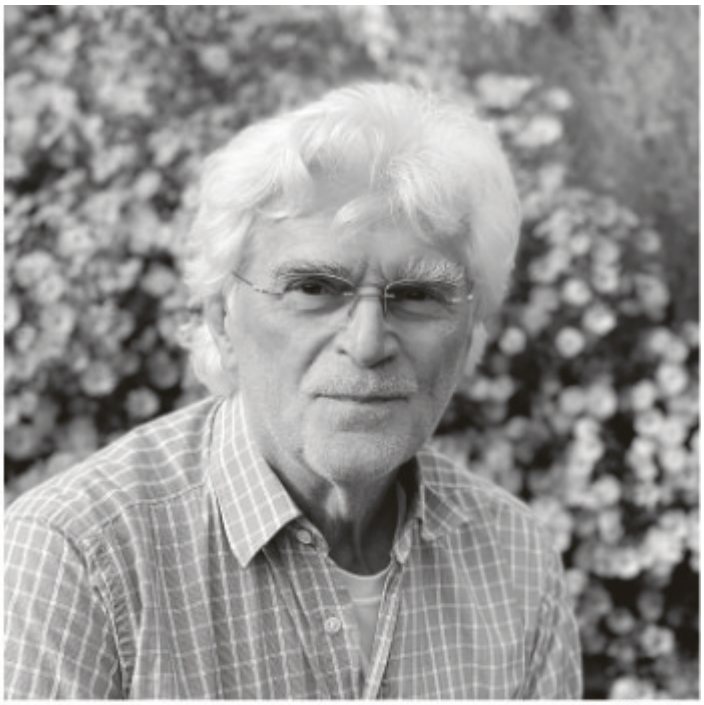


Foto: Wortschau

eXperimenta_ Herr Allinger, wie hat Ihre persönliche Beziehung zur Literatur begonnen? Gab es einen bestimmten Moment, in dem Ihnen klar wurde, dass Literatur für Sie mehr war als nur ein Interesse?

Wolfgang Allinger_ Das war in Kindertagen, wahrscheinlich schon vor der Schulzeit. Die Familie saß am Tisch, häufig während oder nach dem Essen. Vater und Bruder rezitierten Tucholsky, Wilhelm Busch oder Ringelnatz. Da war auch ich in meinem Element.

Das Buch über Teffan Tiegelmann, den Privatdetektiv aus Stockholm, von Åke Holmberg hat mir so gefallen, dass meine Eltern es verschwinden ließen, weil ich mit seinen Geschichten zu viel Fantasie entwickelte.

eXperimenta_ Welche Bücher, Autorinnen und Autoren oder persönlichen Begegnungen haben Ihr literarisches Denken besonders geprägt?

Wolfgang Allinger_ Siehe oben, aber später auch Wilhelm Reich, Viktor Frankl, Erich Kästner, Karlheinz Deschner, Bertolt Brecht, Rilke, Siegfried Lenz, Erich Fried, Heinrich Böll und Erasmus von Rotterdam, um nur einige zu nennen. Johanna Hansen, Sylvia Geist, Erika Kronabitter und Ingrid Samel bin ich sogar persönlich begegnet.

eXperimenta_ In einer Zeit, in der Self-Publishing, E-Books und digitale Plattformen immer mehr Raum einnehmen: Wie verändert sich die Rolle traditioneller Verlage? Welche Funktion werden Verlage Ihrer Meinung nach künftig für Autorinnen und Autoren erfüllen?

Wolfgang Allinger_ Veröffentlichen und Lesungen veranstalten.

eXperimenta_ Worauf achten Sie persönlich zuerst, wenn Sie ein Manuskript beur-

teilen: auf die Sprache, die Originalität, die unverwechselbare Stimme der Autorin oder des Autors – oder auf das Potenzial, ein Publikum zu erreichen? Sind Ihnen schon literarisch hochwertige Werke begegnet, die aufgrund kommerzieller Risiken keine Chance auf Veröffentlichung bekamen?

Wolfgang Allinger_ Mein Verlag ist sehr klein. Da achte ich auf Literatur in Verbindung mit bildender Kunst. Kommerzielle Risiken gehe ich gern ein, wenn Text und Gestaltung mein Plazet finden.

eXperimenta_ Ein Teil der in Deutschland lebenden Autorinnen und Autoren mit Migrationsgeschichte verfügt bereits über literarische Erfahrung aus den Herkunftsländern, hat es jedoch schwer, im deutschsprachigen Literaturbetrieb Anerkennung und Sichtbarkeit zu finden. Was können Verlage und Literaturzeitschriften Ihrer Meinung nach tun, damit diese Autorinnen und Autoren stärker wahrgenommen werden?

Wolfgang Allinger_ Seit Ausgabe 40 der Literaturzeitschrift WORTSCHAU veröffentlichen wir gleich zu Beginn einen zweisprachigen Text. Ob eine Autorin oder ein Autor auch bei den ausgewählten Beiträgen in der Zeitschrift einen Migrationshintergrund hat, habe ich nie eruiert.

eXperimenta_ In diesem Zusammenhang interessiert mich auch Ihre eigene Erfahrung: Geben Sie in Ihrer Verlagsarbeit Autorinnen und Autoren mit Migrationsgeschichte Raum? Und welche Möglichkeiten sehen Sie, ihre Werke einem breiteren Lesepublikum zugänglich zu machen?

Wolfgang Allinger_ Mein Budget reicht oft nicht für Übersetzungen. Sofern Autorinnen und Autoren auf Deutsch veröffentlichen, sind sie willkommen. Das sollte mit einem Beitrag in der WORTSCHAU beginnen.

eXperimenta_ Literatur entsteht nicht losgelöst von der Gesellschaft. Trägt eine Schriftstellerin oder ein Schriftsteller Ihrer Meinung nach Verantwortung gegenüber der eigenen Zeit und der Gesellschaft, in der sie oder er lebt – oder sollte Literatur von solchen Erwartungen frei sein?

Wolfgang Allinger_ Natürlich ja. Im Buch „Seitenwechsel“ zum Beispiel öffnen sechs europäische und amerikanische Autorinnen und Autoren ihr Tagebuch und geben Einblick in die Notizen, die sie an ein und demselben Tag in den Jahren 2019 bis 2022 geschrieben haben. Allen gemeinsam war der Fokus auf jeweils ein gemeinsames Thema: „Glück“, „Kälte“, „Fernweh“, „Abschied“, „Sehnsucht“. Darin werden auch gesellschaftspolitische Themen differenziert behandelt.

eXperimenta_ Wie frei sind Autorinnen und Autoren heute wirklich? Beobachten Sie, dass manche bestimmte Themen meiden, weil sie gesellschaftliche, berufliche oder mediale Reaktionen fürchten?

Wolfgang Allinger_ Schon immer möchten Autorinnen und Autoren einen großen Leserinnen- und Leserkreis erreichen. Das gilt nicht nur heute – so zumindest meine Empfindung. Passt die Zielgruppe, passt das Buch.

eXperimenta_ Damit kommen wir zum Thema Selbstzensur. Denken Autorinnen und Autoren beim Schreiben manchmal: „Das sage ich besser nicht“? Wenn ja, können Sie ein konkretes Beispiel aus Ihrer eigenen Erfahrung oder Beobachtung nennen?

Wolfgang Allinger_ Da habe ich kein Beispiel von anderen. Wenn ich schreibe, ist mir Selbstzensur noch nie in den Sinn gekommen. Die Story steht im Vordergrund, egal, was darin passiert.

Ich wurde nach der Veröffentlichung meines letzten Buches darauf hingewiesen, dass ich über Zwangsadoptionen in der DDR nicht hätte schreiben sollen, obwohl es sie gab. Da musste ich durch.

eXperimenta_ Sie sind seit vielen Jahren in der Literatur- und Verlagswelt tätig. Wie schätzen Sie den heutigen Zustand der deutschsprachigen Literatur ein? Gewinnt Literatur Ihrer Meinung nach neue Möglichkeiten und neue Formen der Wirkung, oder verliert sie angesichts der Informationsflut, der sozialen Medien und veränderter Lesegewohnheiten einen Teil ihrer gesellschaftlichen Bedeutung?

Wolfgang Allinger_ Abgesehen von den Ergebnissen der PISA-Studie – fast 33 Prozent aller 15-Jährigen lesen auf einem kritisch niedrigen Niveau; sie verstehen längere oder komplexere Texte im Alltag nur mit großen Schwierigkeiten – scheint mir die Kombination von Bild und Text ebenso sinnvoll wie Hörbücher und/oder Online-Lektüre. Das „klassische Buch“ hat nach wie vor seine Berechtigung für Haptiker.

eXperimenta_ Zum Schluss eine persönliche Frage: Was ist Ihnen heute wichtiger – ein Buch zu veröffentlichen, viele Leserinnen und Leser zu erreichen oder mit einem Text einen einzigen Menschen wirklich zu berühren?

Wolfgang Allinger_ Die Auflagen der Literaturzeitschrift und der Bücher des WORTSCHAU Verlags sind nicht hoch, Nachdrucke kostengünstig. Feedback zum Gedruckten ist rar.

Bei und nach Lesungen erlebe ich Lachen und Tränen, Applaus und Gespräche. Das ist mir sehr wichtig, weil „meine“ Autorinnen und Autoren Zuspruch persönlich erfahren.

eXperimenta_ Herr Allinger, herzlichen Dank, dass Sie sich die Zeit für dieses Gespräch genommen und meine Fragen so offen beantwortet haben. Ich danke Ihnen für das interessante Gespräch und wünsche Ihnen weiterhin viel Erfolg bei Ihrer literarischen und verlegerischen Arbeit.

Das Interview führte Abil Hasanov



jr korpa auf Unsplash

Wer kommt, wenn es klingelt?

Gabriela Heins: „Patient Pflege. Ansichten von Innen“
Edition Maya 200 Seiten, 20 €, Vorwort von Rüdiger Heins
ISBN 978-3-911868-04-4



Neben dem Krankenbett befindet sich eine Klingel. Sie zu drücken ist leicht. Schwer ist es, zu warten, ohne zu wissen, wann jemand kommen wird. In Gabriela Heins’ Buch ist dieses Warten mehr als die Erfahrung eines einzelnen Menschen. Es wird zu einem einfachen und schmerzhaften Bild für den Zustand der Pflege.

Die Autorin hat diesen Bereich fünfundvierzig Jahre lang von innen erlebt. In ihrem Buch kommen Pflegekräfte, Patientinnen und Patienten, Angehörige und Gewerkschaftsvertreter zu Wort. Ihre Erfahrungen führen zu einer gemeinsamen Einsicht: Pflege besteht nicht nur darin, Medikamente pünktlich zu geben, ein Bett herzurichten und Unterlagen auszufüllen. Die Angst eines Menschen wahrzunehmen, ihm zuzuhören oder manchmal einfach bei ihm zu bleiben, gehört ebenso dazu. Wenn dafür keine Zeit bleibt, leiden die Pflegebedürftigen und diejenigen, die sie versorgen.

Schon der Titel macht die Pflege selbst zum Patienten. In den Einrichtungen, die Heins beschreibt, fehlt Personal. Die übrigen Beschäftigten übernehmen immer mehr Arbeit, während ihre Erschöpfung schließlich als persönliche Schwäche gilt. Doch vor einer erschöpften Pflegekraft liegt weiterhin ein Mensch, der Hilfe braucht. Sie kann das System nicht allein verändern; den Patienten warten lassen kann sie aber auch nicht. In diesem Widerspruch liegt die größte Spannung des Buches.

Auch die Entstehung des Titels erzählt davon. Nach einem belastenden Interview sitzt Heins auf dem Balkon und sucht nach einem Namen für ihr Buch. Sie findet ihn – und im selben Moment klingelt das Telefon. Ihre Stationsleitung fragt, ob sie am kommenden Donnerstag ebenfalls arbeiten könne. „Ja, selbstverständlich“, sagt sie, ohne weiter darüber nachzudenken. Eine Frau, die gerade das System angeklagt

hat, erklärt sich einen Augenblick später bereit, es erneut auf ihren Schultern zu tragen. Wer auf den Ruf antwortet, ist oft genau der Mensch, dessen Erschöpfung als Schwäche angesehen wird.

Die Geschichte von Henriette Grund zeigt eine andere Seite dieses Widerspruchs. Die Frau kommt in schwerem Zustand aus der Psychiatrie in ein Pflegeheim. Durch Zuwendung, eine erneute Überprüfung ihrer Behandlung und die tägliche Betreuung verbessert sich ihr Zustand. Ein Jahr später zieht sie in eine Wohnung des Betreuten Wohnens. Eigentlich müsste dies ein Erfolg sein, über den sich alle freuen. Doch in Heins' Schilderung wird es für die Einrichtung zum finanziellen Verlust, dass Henriette Grund keine schwer pflegebedürftige Bewohnerin mehr ist. Heins selbst wird statt eines Dankes zur Pflegedienstleitung zitiert – zu einem Gespräch, das fast einer Abmahnung gleichkommt. Das geschieht ausgerechnet in einer kirchlichen Einrichtung, die Nächstenliebe zu ihren Werten zählt. Der Mensch wird gesund, aber die Rechnung geht für die Einrichtung nicht mehr auf. Im Kassenbuch erscheint die Fürsorge als Verlust.

In einer anderen Szene erschrickt eine Tochter über das schwarze Erbrochene ihrer Mutter. Auf die Klingel wird erst nach fünfundvierzig Minuten reagiert; auf den Rettungsdienst muss sie mehr als zwei Stunden warten. Später stellt sich heraus, dass Eisentabletten die dunkle Farbe verursacht haben. Die Ursache der Verfärbung war nicht gefährlich. Das Warten war dennoch real. In diesen Stunden wusste sie nicht, was geschehen war – und auch nicht, wer auf ihren Hilferuf reagieren würde. In solchen Augenblicken macht die Autorin ein großes gesellschaftliches Problem greifbar.

Die Stärke von „Patient Pflege" liegt in der Vielfalt seiner Stimmen. Heins spricht mit Erika Roth, ihrer früheren Stationsleitung, bei der sie einst gelernt hat; mit dem Gewerkschafter Michael Quetting; mit der Hebamme Ingrid Franz; mit einem Mitarbeiter einer psychiatrischen Klinik, der anonym bleiben muss; und mit einem an Parkinson erkrankten Dirigenten. Eine Pflegekraft sieht anderes als ein Patient. Angehörige erinnern sich an andere Dinge als ein Gewerkschaftsvertreter. Die Autorin versucht nicht, diese Stimmen einander anzugleichen. Gerade dadurch wird sichtbar, wie ein Problem von einem Zimmer ins nächste reicht.

Das Buch wechselt mitunter rasch von persönlichen Erinnerungen zu politischen Anklagen. In einigen Kapiteln richtet sich der Zorn der Autorin auf größere gesellschaftliche Fragen, sodass die Pflege zeitweise in den Hintergrund tritt. Am stärks-

ten sind jedoch die Seiten, auf denen sich der Grund für diesen Zorn im Schicksal eines Menschen zeigt: Henriette Grund, die wieder gehen kann; eine Patientin, die auf Hilfe wartet; eine Pflegekraft, die erschöpft zum nächsten Dienst aufsteht. „Patient Pflege“ ist weniger eine wissenschaftliche Untersuchung als ein Zeugnis. Man muss nicht jedem Urteil der Autorin zustimmen, um den Erfahrungen, von denen sie berichtet, Gehör zu schenken.

Am Ende erinnert Heins an die Würde des Menschen. Diesem Grundsatz lässt sich leicht zustimmen. Schwieriger ist die Frage, was er im Pflegealltag verlangt: genügend Zeit für einen Patienten, eine Antwort auf seinen Hilferuf und Schutz auch für den Menschen, der sich um ihn kümmert.

Eines Tages könnte jede und jeder von uns nach dieser Klingel greifen. Noch ist jemand da, der darauf reagiert: erschöpft, aber erneut bereit einzuspringen. Gabriela Heins’ Buch stellt eine Frage, auf die wir eine Antwort finden müssen, bevor dieser Tag kommt: Wird der Mensch, der die Klingel hört, noch die Zeit und die Kraft haben, zu uns zu kommen?

Abil Hasanov



Foto: Hassan Taheri

Vertraute Länder – von Russland bis Israel

Der Romancier und Lyriker Gabriel Wolkenfeld im Gespräch mit Helmut Blepp

eXperimenta_ Lieber Gabriel, im vergangenen Jahr warst Du Stadtschreiber in Gotha und hast dich auch mit der jüdischen Geschichte Deiner Gastgeberstadt auseinandergesetzt. Durch Deinen Studienaufenthalt in Estland und die Arbeitsverhältnisse in Russland und der Ukraine hast Du Vergleichsmöglichkeiten. Wie gegenwärtig ist jüdisches Leben in diesen Städten, auch im Hinblick auf eine lebendige Kultur?

Gabriel Wolkenfeld_ Das jüdische Leben in Gotha fand vor der Shoa statt. Einen jüdischen Friedhof gibt es, das Modell einer Synagoge ist im Durchgang einer Einkaufszeile in einem Glaskasten ausgestellt. In einer Stadtführung erfährt man, welche Häuser vor einem Jahrhundert als jüdische Schulen gedient haben und wer, vor Enteignung, Verfolgung, Deportation oder Flucht, das gesellschaftliche Leben der Stadt mitgestaltet hat. Ein paar Stolpersteine sind in die Gehwege eingefasst. Sie erinnern an Menschen, die hier gelebt haben, etwa in der Bahnhofsstraße, wo gutbetuchte Juden, die mit Politik, Adel und Kaufmännern verkehrt haben, Villen hatten – oder im direkten Zentrum, ein Stein erinnert an eine junge Frau, die ihren Alltag in der Zeit des aufkommenden Nationalsozialismus in einem Tagebuch festhielt, bevor sie sich ins Exil retten konnte. Ein Stein hält die Erinnerung an eine Frau wach, der – schon zu alt fürs Reisen – nur noch die Flucht in den Suizid blieb. Mir wurde gesagt, in Gotha sollen heute etwa vierzig jüdische Menschen leben.

Die jüdische Gemeinde in Estland ist winzig. Verschiedene Quellen sprechen von 1000 Mitgliedern. Dennoch erfährt das jüdische Leben in Tallinn eine Renaissance: Seit 2007 dient die neu eröffnete Synagoge als spirituelles Zentrum des Estnischen Judentums und es gibt ein Museum, das über die jüdische Geschichte des Landes informiert.

In Russland habe ich in Jekaterinburg gelehrt, einer Millionenstadt. Die jüdische Gemeinde ist ziemlich aktiv, was nicht heißt, dass jüdisches Leben in der Stadt besonders präsent wäre. Es ist kein Geheimnis, dass Antisemitismus in Russland ziemlich verbreitet ist. In dem Jahr, das ich in Jekaterinburg verbracht habe, war der Oberbürgermeister jüdisch: Evgeni Roismann, übrigens ein Gegner Putins, entstammt einer jüdischen Familie.

In der Ukraine habe ich in Sumy gelebt, einer kleinen Großstadt im Nordosten des Landes, eine Stunde von der russischen Grenze entfernt. Hier gibt es nur eine sehr kleine jüdische Gemeinde, zu der ich keine Kontakte gepflegt habe.

eXperimenta_ In dem Gedichtband „Sandoasen“ verarbeitest Du lyrisch Deine Eindrücke von Israel. Du beschreibst ein schönes Land, dessen Natur so vielfältig ist wie seine Kultur, die aus verschiedenen Religionen schöpft. Geht es Dir dabei nur um persönliche Betrachtungen wie in Deinen Gedichten über Deutschland und Russland oder ist hier auch Deine jüdische Herkunft von Bedeutung?

Gabriel Wolkenfeld_ Meine lyrischen Chapbooks, die im Verlag der neun Reiche veröffentlicht wurden, widmen sich Ländern, die mir vertraut sind. Eines davon, „Sandoasen“, enthält Gedichte zu Orten in Israel und im Westjordanland. Die Gedichte darin würde ich als Miniaturporträts beschreiben. Sie sind entstanden in Auseinandersetzung mit Geschichte und Gegenwart der Orte, mit Pop-Kultur und Literatur. Alltagsbeobachtungen sind ebenso eingeflossen sowie die Erfahrungen, die auf persönlichen Begegnungen beruhen. Im Zentrum stehen dabei nicht rein subjektive Betrachtungen. Um meine Herkunft geht es in meinen Gedichtzyklen nicht. Als Lyriker möchte ich der Versuchung widerstehen, mich in meine Texte einzuschreiben.

Die Stimmung in Deutschland hat sich seitdem deutlich verschärft und verschärft sich weiterhin

eXperimenta_ Kein Autor ist gezwungen, sich als Agnostiker zu outen oder seine Religiosität zu thematisieren, so wenig, wie er seine sexuelle Identität zum Gegenstand seiner Arbeit machen muss. In Deinen Romanen exponierst Du dich in beiderlei Hinsicht. In „Babylonisches Repertoire“ erzählst Du die Geschichte einer jüdischen Familie über Generationen und Ländergrenzen hinweg, in „Propagandisten“ ist der Protagonist ein junger Deutscher, der als Lehrer in Jekaterinburg arbeitet und in die queere Szene der Stadt eintaucht. Gab es zu diesen Büchern signifikante Reaktionen, sei es öffentlich oder in Deinem privaten Umfeld? Wie erlebst Du die Rezeption?

Gabriel Wolkenfeld_ Wie bei den meisten Autor:innen sind in meinen Texten Parallelen zu meiner Person gegeben, aber weder lassen meine Texte Rückschlüsse auf meine Religiosität zu noch thematisieren sie meine sexuellen Vorlieben. Ich schreibe über Themen, mit denen ich mich auseinandergesetzt habe. Obgleich ich Biografisches in meine Texte einflechte, sind meine Romane als fiktional zu betrachten. In meinem Roman „Babylonisches Repertoire“ greife ich Geschichten auf, die sich so oder so ähnlich zugetragen haben, aber ich gestalte sie literarisch. Meine eigene Person kommt in diesem Roman nicht vor. Rückmeldungen von Menschen, die das gesamte Buch gelesen haben, waren äußerst positiv. Seitens der Literaturkritik gab es kaum Resonanz. Zwei ältere Damen störten sich an zwei kurzen homoerotischen Sexszenen, die ich auf fünfhundert Seiten Text untergebracht hatte. Jemand beschwerte sich, man müsse sich beim Lesen zu sehr konzentrieren.

Mein Roman „Wir Propagandisten“ beruht direkt auf Erfahrungen, die ich während meines Aufenthalts in Jekaterinburg machen durfte, nämlich in dem Jahr, als das sog. Anti-Homopropaganda-Gesetz in Russland medial beworben und schließlich auf föderaler Ebene verabschiedet wurde. Bei seiner Erstveröffentlichung wurde das Buch übersehen. Bei der Neuauflage im Jahr 2023 fiel die Resonanz positiv aus. Die in dem Buch beschriebenen Beobachtungen dokumentieren das Abdriften Russlands in die Diktatur, die es nun ist. Menschen, mit denen ich in Jekaterinburg gelebt habe, kamen auf mich zu und sagten mir: Genauso, wie ich es beschreibe, sei es gewesen.

Die Solidarität mit den Menschen in Israel endete ziemlich schnell

eXperimenta_ Nach dem Massaker der Hamas 2023 gab es viel Solidarität mit den Menschen in Israel. Seit Netanjahu den Krieg ohne Rücksicht auf die palästinensische Zivilbevölkerung fortsetzt, hat sich die Stimmung gedreht. Auch in Deutschland erleben wir einen zunehmenden Antisemitismus, der nicht differenziert zwischen den Bürgern Israels und den Handlungen ihrer Regierung. Nun sind die LINKEN in Berlin bei den jüngsten Wahlen zur stärksten Kraft gewählt worden, eine Partei, aus der immer wieder auch antisemitistische Anwürfe zu hören sind. Denkst Du, dass sich die Stimmung in Deiner Geburtsstadt verschärft? Stellst Du Veränderungen im Alltag fest?

Gabriel Wolkenfeld_ Die Solidarität mit den Menschen in Israel endete ziemlich schnell, mit den ersten Bildern von zerstörten Häusern und zivilen Opfern in Gaza, die über die Bildschirme flackerten. Die Stimmung in Deutschland hat sich seitdem deutlich verschärft und verschärft sich weiterhin, befeuert durch eine sehr einseitige Berichterstattung hierzulande,

geschuldet aber auch durch eine Politik, die nicht vehement genug gegen Judenhass vorgeht und Antisemiten verschiedener politischer Lager eine ziemliche Narrenfreiheit gewährt. Von einer Partei, die nicht in der Lage ist, einzugestehen, wie verbreitet Antisemitismus in ihren Reihen ist, erwarte ich nicht, dass sie den Judenhass bekämpft. Warum sollte sie? Die LINKE profitiert davon. Für viele Jüdinnen und Juden in Berlin heißt das, dass sie sich weiterhin wegducken müssen, wenn sie nicht Zielscheibe von Angriffen werden wollen: Weder Kippa noch Davidstern tragen. Kindergärten und Schulen nur unter Polizeischutz. Aushalten müssen, wenn Klassenkamerad:innen oder Kommiliton:innen mit Wörtern jonglieren, die sie nur von Tiktok kennen: Genozid, Apartheid, ethnische Säuberung …

eXperimenta_ Woran hast du zuletzt gearbeitet?

Gabriel Wolkenfeld_ Gerade erschienen ist im Müry Salzmann Verlag mein neues Buch „Amarek“. Das ist eine Sammlung von Märchenerzählungen. Vor drei Jahren etwa, kurz nach dem Massaker vom 7. Oktober, habe ich angefangen, Märchen zu schreiben, nicht mit Blick auf eine mögliche Veröffentlichung, eher nur für mich als eine Art Weltflucht. Ich sehnte mich nach einer heilen Welt, einer Welt, in der es die Konflikte, die wir heute ausstehen müssen, nicht gibt. Die Realität drang dann während des Schreibens immer mehr in meine Märchen ein. Zwar habe ich für Amarek eine eigene Welt erfunden – ein Land mit Zauberwald und Wanderbergen, mit Papierwüste und Lach-und-Krach-Sümpfen, mit eigener Flora und Fauna –, die Menschen und Wesen aber, die sie bewohnen, kriegten sich sehr bald doch in die Haare. Zankereien, Streit, Kriege brachen aus. Es gelang mir nicht, die Welt, die ich erfand, zu beschützen.

eXperimenta_ Lieber Gabriel, vielen Dank für diese Einblicke in Deine literarische Arbeit.

Gabriel Wolkenfeld

Jerusalem I

Meist grußlos fegen die Mauersegler den Betenden die
Kippot von den Köpfen. Verschwinden in fingerbreiten Sekundenhotels,
aus Jerusalemstein ohne Applikationen, mit Insektensnackbar.
Die Orthodoxen unter den Vögeln, meinen die einen. Schließlich
haben sie unter allen Gemäuern die Western Wall ausgewählt.
Schreiende Blitze, behaupten die anderen, Frevler. Die ernähren sich
von den Gesuchen der Gläubigen. Nein, nein, meinen die einen.
Die kleiden nur ihre Nester aus, mit den Nöten der Leute, die
ganz ohne göttlichen Beistand nicht auskommen. Die teilen
die Hoffnung auf drei hungrige Münder auf. Die Zettelchen
der Touristen sind bei den Mauerseglern unbeliebt: Ihre Träume,
meinen die einen, setzen sich aus den falschen Zutaten zusammen.
Sind im falschen Alphabet verfasst, behaupten die anderen.

Jerusalem II

Knöcherne Witwen, grünbeperlt, ihre Söhne stämmige Halbwaisen, die im Oktober Früchte tragen. Ungefähr hier, meinen die einen, wurde der Messias aufgegriffen. Diese Olivenhaine sind an seinen Tränen gereift, zu diesen Himmeln hat er gesprochen. Hier, behaupten die anderen, kam ihm die Idee, einfach wieder aufzustehen. Auf Nachfragen antworten die letzten Zeugen mit einem Schweigen. In Gethsemane blühen Blumen von übertriebenem Rot, ausladende Schönheiten, mit der Ewigkeit unvereinbar. Japanerinnen unter Sonnenschirmen folgen dem Ruf eines Seidenschals: Propheten, ja, die hat es gegeben, alle möglichen Männer, die wirr gesprochen haben. Den Sinn in ihren Worten musste man lange suchen. Die Engel, leichter zu identifizieren, setzten sich mal dem, mal dem auf die Schulter, gackerten albern, Liebhaber frivoler Witze.

En Gedi

Dieses Jahr reiste ich weit, um die Küsten in mir mit den Kratern zu versöhnen. Birkenwälder habe ich ausprobiert und Swimmingpools. Von Wolkenkratzern hätte ich springen können. Ich habe diverse Körperregionen mit meinem Speichel befeuchtet, Wunden mit Honig desinfiziert. Unter der sengenden Sonne trank ich einen Aperitif von hundert Prozent und bin doch nicht als Adler emporgestiegen und nicht als Meise. Immerzu hielten mich Gewichte am Boden. Dieses Jahr reiste ich weit, um die Dämonen zu stellen. Ich war bewaffnet mit Messer und Kreide. Ich war auf Diät: Drei Monde ohne Muttersprache. Mein Großvater, als ich nicht hinsah, ging mit dem Tod. Eine Soldatin führte den Schatten ihres Gewehrs Gassi. Ein Hund beging Rufmord an einer Katze. In den Slums der Liebe betete ich zur Transgendergöttin. In der Höhle, wo Saul in Davids Augen Gnade fand, fand ich ein Lied und ein Leid. Dieses Jahr, ich verstand es nicht gleich, reiste ich weit.

Gabriel Wolkenfeld, 1985 in Berlin geboren und aufgewachsen, studierte Germanistik, Russistik sowie allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft in Potsdam. Längere Studien- und Arbeitsaufenthalte führten ihn nach Estland, Russland, in die Ukraine und nach Israel. Er hat unter anderem die Romane „Babylonisches Repertoire“ (2021) und „Die Propagandisten“ (überarbeitete Neuauflage 2023) veröffentlicht sowie drei Lyrikbände im Berliner Verlag der neun Reiche. Für seine Gedichte wurde er unter anderem mit dem Hanns-Meinke-Preis 2021 und dem Ulrich-Grasnick-Lyrikpreis 2022 ausgezeichnet. 2025 war er im Rahmen des Kurd-Laßwitz-Stipendiums Stadtschreiber in Gotha.

Verehrt, verfolgt und nicht vergessen

Eine musikalisch-literarische Annäherung an die jüdischen Dichterinnen Mascha Kaléko und Nelly Sachs



Mascha Kaléko (1907-1975) und Nelly Sachs (1891-1970) zählen zu den bedeutendsten deutschsprachigen Lyrikerinnen des 20. Jahrhunderts.

Die Texte der beiden Poetinnen berühren und haben nichts von ihrer Aktualität verloren. Daniela Bosenius, Musikerin und Sängerin, und die Schriftstellerin und Lyrikerin Ruth Forschbach begeben sich mit ihrem Publikum auf die Spuren der Dichterinnen.

Wann
Mittwoch, 4. November 2026, 19.00 Uhr

Veranstaltungsort
vhs Frechen
Hauptstr. 110-112
50226 Frechen

Eintritt 8,00 Euro

Vorverkaufsstellen
vhs Frechen
Hauptstr. 110-112
50226 Frechen

Veranstalter: vhs Frechen
Tel.: 02234 501-1253 | 02234 501-1255
E-Mail: info@vhs-frechende

Schreibresidenz im Fachwerkhaus an der Mosel

Zeit und Raum für konzentriertes Arbeiten am eigenen Text

Schreibwoche vom 18. bis 22. Januar 2027



In einem historischen Fachwerkhaus im Moselort Löf ist ein neuer Rückzugsort für literarisches Arbeiten entstanden. Bis zu vier Schreibende können dort jeweils fünf Tage lang in ruhiger, inspirierender Umgebung an eigenen Textprojekten arbeiten.

Das Haus mit Hof, Garten und Wintergarten liegt mitten im alten Ortskern und bietet Abstand vom Alltag. Eingeladen sind Autorinnen und Autoren aller Genres – unabhängig vom Veröffentlichungsstatus. Im Mittelpunkt steht die konzentrierte Arbeit am eigenen Text und der Austausch mit anderen Teilnehmenden. Wenn gewünscht, ist fachliche Unterstützung möglich.

Initiator ist der Schriftsteller Ernst Heimes
Mitglied im PEN Deutschland, VS RLP und Literaturwerk RLP/Saar

Kontakt, Informationen und Teilnahmebedingungen unter:
www.ernst-heimes.de

Nachtrag zur eXperimenta 7 / 8 2026

Auf diesem Wege distanzieren wir uns von dem Kommentar Xu Peis, in dem sie sich herablassend über die Literatur-Nobelpreisträgerin Herta Müller geäußert hat.

Wir entschuldigen uns dafür in aller Form bei der Autorin.

Gabriela und Rüdiger Heins

Impressum

eXperimenta

Magazin für Literatur, Kunst und Gesellschaft
www.experimenta.de

Herausgegeben vom INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben
im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.

Herausgeber:
Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

Chefredaktion:
Gabriela Heins

Redaktion:
Michaela Borgmann *(Korrektur und Prosa)*
Claudia Eugster *(Rezension und Autoren-Scout)*
Ulrike Göking *(Kreative Radiomacherin)*
Rüdiger Heins *(Die Revolution der Liebe)*
Abil Hasanov *(Lyrik, Prosa und Verlagswesen)*
Prof. Dr. Dr. Dr. Klaus Kayser *(Prosa und Lyrik)*
Katja Richter *(Gegen das Vergessen, Illustration, Lyrik und Prosa)*
Marianne Schaufler *(Social Media, Lyrik & Prosa, Kunst, Deutsche Nationalbibliothek)*
Charles Stünzi *(Lyrik)*
Barbara Wollstein *(Alles Kino)*

Korrespondenten:
Prof. Mario Andreotti, St. Gallen, CH
Helmut Blepp, Lampertheim
Michael Landgraf, Neustadt an der Weinstraße
Manolo Link, Dublin
Dr. Annette Rümmele, Hasbergen und Würzburg
Julia Sohn, Berlin
Christian Sünderwald, Chemnitz
Thomas Weiß, Baden-Baden
Xu Pei, Köln

Layout + Satz, Website:
Christoph Spanier

Druck: bookpress EU

Redaktionsanschrift:
eXperimenta
Villa Confeld Heimbachtal 51
55413 Niederheimbach

redaktion@experimenta.de

Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autoren und Autorinnen. Alle sonstigen Rechte beim INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.
Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber und Urheberinnen selbst verantwortlich.
Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.
Bilder: Privatbilder wurden von den Autoren und Autorinnen selbst zur Verfügung gestellt.
Covergrafik: Gabriela Heins

© edition maya Verlag
im ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

„Wo Schreiben Spaß macht!"



INKAS

Institut für Kreatives Schreiben

In der Niedermühle zu Odernheim

www.inkas-institut.de
